MAGAZIN

N° 5 – Winter 2010



INHALT

MAGAZIN

N° 5 – Winter 2010

Das MAGAZIN war ein
in zwangloser Folge
erscheinendes Periodikum,
welches unter:

www.magazinredaktion.tk
magazin_redaktion@gmx.net

kontaktiert und
bestellt werden
kann.

Titelbild: William Edward Parry auf der Suche nach der Nord-west-Passage. Die Expedition endete hoffnungslos im Packeis.

Editorial

Mit der fünften Ausgabe des Magazins stellen wir dieses Periodikum ein. Das hätte sich bereits nach drei Heften angeboten; Sokrates, die Typologie und der Illuminatenessay enthalten unser Programm vollständig. Dessen ungeachtet ist die vierte Ausgabe erschienen, quasi automatisch – wahrscheinlich erschien uns die Dreizahl zu abgeschmackt, oder wir hatten einfach vergessen, das kleine Projekt formell zu beendigen. In Zeiten, wo Gruppen, Periodika und sogar Parteien zwar schnell gegründet, aber nie freiwillig aufgelöst werden, ist es besser, einmal einen Schlußpunkt zu setzen. Daher also diese fünfte Ausgabe des Magazins, welche sicher einiges Hübsches zu bieten hat. Etliche bisher nur in Ansätzen zu findende Gedanken werden ausgeführt; substantiell Neues jedoch darf nicht erwartet werden. Sicher könnten wir auch fortfahren. Die mystische Siebenzahl streben wir allerdings nicht an, weil sie uns endgültig in die Esoterik geführt hätte. Nicht zu vergessen auch, daß wir unser Studium beendet haben und uns daher momentan die Muße fehlt, die es braucht, um ein Heft herauszugeben, welches keine konkreteren Ziele hatte, als seine Leserinnen ganz allgemein zu ermutigen, mit der Welt, wie sie zufällig auf uns gefallen ist, zu brechen.

Das Magazin war im wesentlichen ein Übergangsprodukt. Wir hatten mit sämtlichen Strömungen der alten, noch im Bann von 1967ff. stehenden Linken abgeschlossen, ohne daß sich bereits eine neue Bewegung angedeutet hätte. In dieser Situation erwiesen sich die Toten lebendiger als die Lebenden. Auf Werbung haben wir daher verzichtet. Daß dann ein Teil des Publikums dachte, das Magazin wäre gar nicht zum Lesen gedacht, mag damit zusammenhängen, daß es in einem doppelten Sinne *überflüssig* war: zur unmittelbaren Handlungsanleitung nicht zu gebrauchen und – als ein der Verflüssigung des Denkens gewidmetes Erzeugnis – *zu flüssig*, um von den formellen Verstandeskategorien erfaßt zu werden. Trotzdem fanden unsere Hefte eine gewisse Verteilung in allen wichtigeren Städten und einigen Dörfern dieser Republik und darüber hinaus.

Keines unserer Ziele haben wir erreicht. Aber leider auch sonst keiner um uns herum. Nach wie vor gibt es keine revolutionäre Bewegung. Beim Schreiben haben wir uns mit einer etwaigen untergründigen Wirkung unserer Texte getröstet und waren etwas stolz, weil wir es immerhin geschafft hatten, uns in die Tradition der *ganzen* Aufklärung zu stellen, indem wir andererseits die ganze Aufklärung hinter uns gelassen haben. Die Zivilisation hat zu lang gewährt, und es braucht einen neuen Ansturm, um sie zu überwinden. Die Geschichte ist dabei nur ein Trümmerfeld, von dem man sich alles nehmen soll, was der Sache dient: Die Revolution wird ihre Poesie nicht von den Toten nehmen können, aber doch ihr erstes Material. Das immerhin haben wir getan, und so finden sich Wieland, Münzer, Weishaupt, Lenin, Sokrates, Freud, Nietzsche, Musil, Mahler etc., ohne daß wir einem dieser Männer anhängen würden: „Der nächste Anlauf wird sie beiseite schieben; er wird die Erfahrungen *aller* vergangenen Versuche in sich aufnehmen und völlig verwandeln." (Magazin No. 4) Indem wir auf unser Material konsequent die Technik der Zweckentfremdung angewandt haben, haben wir geholfen, es seinem wahren Zwecke zuzuführen. So halten wir alles, was wir gebracht haben, nach wie vor für brauchbar, und das wird es wohl noch einige Zeit bleiben.

Solch intellektueller Trost ist denn auch wieder nur Rationalisierung. Not tut der wirkliche Eingriff in die Zeit. Sinnvoll zu dessen Vorbereitung erscheint uns hier ein möglichst breiter, zunächst bewußt informeller Kontakt der Gleichgesinnten, von denen es mehr gibt als jeder Robinson Crusoe auf seiner Insel denkt. Nützlich ist hierzu sicher ein Schriften- und Korrespondenzwesen mit entsprechendem Verteilungsnetz sowie zahlreichen Treff- und potentiell auch Versammlungspunkten. Insbesondere muß es eine kommunistische Zeitung geben und der entstehende Haufen in breiterer Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Hier lagen auch unsere Ziele. Aber die Art, wie wir sie zu erreichen versucht haben, war auf die Dauer nicht befriedigend genug, erfolgreich auch nicht. In diesem Zusammenhang ist der Hinweis auf den von der Redaktion teilweise unterstützten Versuch, einen Mopsorden in Berlin zu gründen, vielleicht nicht ganz überflüssig: Bei etwa alle zwei Wochen stattfindenden Treffen sollte möglichst zwanglos, nur auf die spontane Sympathie der Geister und Körper bauend, eine Keimzelle der Negativität jenseits der bestehenden Gruppen entstehen. Der sogenannte *Club für sich* – den es noch eine Weile geben wird – blieb weit hinter seinen Möglichkeiten, und wir fragen uns inzwischen, ob das Attraktionsgesetz überhaupt noch gilt.

Aber lassen wir auch das und damit die Misanthropie. Denn es erscheint uns nach wie vor richtig, einer Bewegung ans Tageslicht zu helfen, die den Kampf mit der verfluchten Eigentumsordnung endlich aufnimmt. Wir werden unmittelbar nicht zu helfen wissen und so möge uns und auch die Leser der Fungus nicht zerfressen – viel Glück.

DIE REDAKTION

Der Lucas Plan

Beginn einer Epoche

Während des wilden Generalstreiks im Mai 1968 nahm sich das französische Volk eine Auszeit von seinen gewohnten Beschäftigungen; einzig die Polizei war zu Überstunden verdammt. Die Arbeit in den Fabriken ruhte ebenso wie der Lehrbetrieb an den Schulen und Universitäten; an vielen Orten wurde diskutiert, wie das Leben in Zukunft besser organisiert werden könne. – Viel herausgekommen ist bei diesen Diskussionen allerdings nicht; jedenfalls nahmen die meisten nach wenigen Wochen ihre Arbeit oder ihr Studium zu den im Wesentlichen unveränderten Bedingungen wieder auf.

Dessen ungeachtet riefen die französischen Ereignisse ein unüberhörbares Echo hervor. In einer Reihe von Ländern kam es – weit weg vom Epizentrum – zu Nachbeben. In den italienischen Fabriken gärte es ebenso wie unter Arbeitern in Polen und der Tschechoslowakei und unter Studenten und Jugendlichen in den USA, Japan und West-Berlin. Die *Situationistische Internationale* sprach damals vom Beginn einer neuen Epoche. Als dann noch wenig später das Wechselkurssystem von Bretton Woods zusammenbrach und die Preispolitik der Ölscheichs der Weltwirtschaft einen Schock versetzte, war nicht mehr zu leugnen, dass das nach dem Zweiten Weltkrieg entstandene Regime des konsumgesellschaftlich restaurierten Kapitalismus in eine ernsthafte Krise geraten war.

Ursachen der englischen Krise

Diese Krise war eine allgemeine, sie nahm jedoch in den einzelnen Ländern einen unterschiedlichen Verlauf, der von den jeweiligen lokalen Bedingungen abhing. In Großbritannien, dessen Fall im Folgenden etwas näher betrachtet wird, reichen die Ursprünge der ökonomischen Krise weiter zurück als in anderen westlichen Ländern. Als einstige Avantgarde des industriellen Kapitalismus und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein stolze Agentin in einem kolonialen Weltreich hatte die britische Bourgeoisie sich zu lange auf den Erfolgen der Vergangenheit ausgeruht und so den Anschluss an die internationale Produktivkraftentwicklung verpasst. Die traditionellen Industrien Kohle, Stahl und Schiffbau machten einen zu großen Anteil an der Volkswirtschaft aus, während die Investitionen in neue Technologien verglichen mit der Konkurrenz aus dem Ausland viel zu gering waren. Unter den Bedingungen des weltweiten Nachkriegsbooms fiel dies noch nicht besonders auf, da auch die britische Wirtschaft von der allgemeinen Expansion profitieren konnte. Als aber in den 1970er Jahren weltweit die Konjunktur einbrach, wurden Großbritanniens strukturelle

Defizite unübersehbar und das Wort von der „englischen Krankheit“ machte die Runde.

Die englische Krise war aber nicht nur auf die Behäbigkeit der Bourgeoise zurückzuführen, sondern auch auf die Anspruchshaltung der britischen Arbeiterschaft. Diese setzte regelmäßig Lohnerhöhungen durch, die weit über der Rate der Produktivitätssteigerung lagen. Dies ging zu Lasten der Profite und damit der Investitionen und trug zur Verschärfung des technologischen Rückstands der englischen Wirtschaft bei. In der bürgerlichen Presse hat man sich daher angewöhnt, die übergroße Macht der Gewerkschaften als Hauptursache der englischen Krankheit zu bestimmen. Dies ist zwar nicht grundsätzlich falsch, aber doch sehr unpräzise. Sieht man genauer hin, so fällt sofort die enorm hohe Zahl der wilden Streiks auf, die in England seit den 1950er Jahren permanent anstieg, sodass Ende der 1960er Jahre ganze 95% aller Arbeitskämpfe ohne Genehmigung durch die zuständige *trade union* geführt wurden. Was dem britischen Kapital zu schaffen machte, waren also weniger die sich in den offiziellen Tarifauseinandersetzungen ausdrückende Macht der Gewerkschaften als vielmehr die unkontrollierte Militanz an der Basis.

Wie in anderen Teilen der industrialisierten Welt hatten sich auch in England die Organisationen der Arbeiterklasse spätestens Mitte des 20. Jahrhunderts in bürokratische Apparate verwandelt, deren Funktionäre zu respektablen und verantwortungsbewussten Juniorpartnern der Bourgeoisie aufgerückt waren und die über ihre Klientel verfügten wie ein Monopolist über seine Waren. Unter dieser erstarrten Hülle begann sich jedoch bereits in den 1950er Jahren eine lebendige Basisbewegung der *shop stewards* zu entwickeln. Dies sind gewerkschaftliche Vertrauensmänner, die von ihren Kollegen im Betrieb gewählt werden. Da die Arbeiter ihren shop steward sofort abwählen konnten, sobald dieser aufhörte, ihre Interessen zu vertreten, setzte er sich viel unmittelbarer für ihre Interessen ein als hauptamtliche Gewerkschaftsfunktionäre oder lokale Labourabgeordnete. Die Arbeiter nahmen zahlreiche Gelegenheiten wahr, durch spontane Streiks auf Werksebene ihre jeweilige Situation zu verbessern. Es gelang ihnen, das System des Akkordlohns von einem Instrument zur Steigerung der Ausbeutung in eine Waffe gegen das Management umzukehren, da ihnen diese Bezahlungsweise ständige Neuverhandlungen bei jeder Änderung der Betriebsorganisation ermöglichte. Damit erzeugten sie den berüchtigten *wage drift*, der den britischen Unternehmern schlaflose Nächte bereitete: Wann immer diese mit den Gewerkschaftsführern einen nationalen Tarifabschluss erzielten, stellte sich schon bald heraus, dass die tatsächlichen Löhne in den meisten Betrieben weit über die offizielle Vereinbarung geklettert waren, weil die Arbeiter durch lokale Aktionen bessere Konditionen für sich herausgeschlagen hatten.

Uneigentlicher Syndikalismus

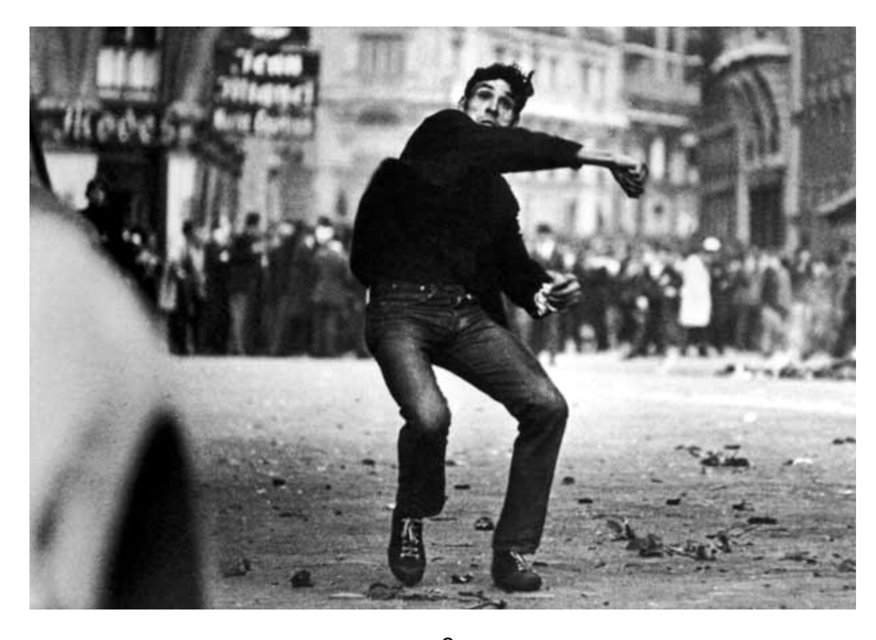
Aufgrund ihres Misstrauens gegenüber der hierarchischen Gewerkschaftsbürokratie, ihrer direktdemokratischen Organisation, ihres Desinteresses an offizieller Parteipolitik und ihrer Taktik des wilden Streiks ist die shop steward-Bewegung mit dem traditionellen Syndikalismus verglichen worden. Dies ist jedoch nur bedingt richtig. Das Ziel des alten Syndikalismus, der Anfang des 20. Jahrhunderts in den romanischen Ländern zuhause war, bestand im Sturz der kapitalistischen Ordnung, die man durch den generalisierten Massenstreik erreichen wollte. In den Zusammenschlüssen der Arbeiter in der Industrie sahen die Syndikalisten bereits die Keimformen der Organisationsstruktur der künftigen sozialistischen Gesellschaft. Von solchen Zielen waren die britischen Arbeiter der 1960er Jahre weit entfernt. Bei aller Militanz ging es ihnen fast nur um Lohnerhöhungen oder moderate Veränderung ihrer Arbeitsbedingungen, wie etwa der Geschwindigkeit der Fließbänder, der Länge der Pausen oder – in England nicht unwichtig! – der Qualität des Tees in der Kantine. Keinesfalls jedoch stellte man das Fabrikregime als solches oder gar die Funktionsweise der kapitalistischen Gesellschaft insgesamt infrage. Man wollte seine Situation als Lohnabhängiger verbessern, nicht die Lohnarbeit selbst abschaffen.

Das Fehlen einer weiteren gesellschaftlichen Perspektive der Bewegung brachte einen extremen Sektionalismus und Lokalismus mit sich. Oft machte das Interesse der Arbeiter am eigenen Werkstor halt, firmen- oder branchenübergreifende Zusammenschlüsse von Basisaktivisten kamen kaum zustande und eine umfassende Solidarisierung *als Klasse* lag vollends außerhalb des Blickfelds. Dies hatte mitunter verheerende Konsequenzen. Im Jahre 1968 hielt der konservative Politiker Enoch Powell eine Rede, in der er aggressiv gegen Einwanderer hetzte. Als er daraufhin aus dem Schattenkabinett der Tories entfernt wurde, legte eine große Zahl von Londoner Hafenarbeitern die Arbeit nieder und marschierte vor das Parlament – um sich mit dem Rassisten zu solidarisieren! Militante Selbstorganisation und übler Chauvinismus schlossen einander keineswegs aus.

Jugendliche Unzufriedenheit

Die britische Arbeiterklasse der 1960er Jahre war also weit entfernt davon, den negativen Pol der Gesellschaft zu verkörpern, als welchen die Herrschenden früherer Zeiten das Proletariat gefürchtet hatten. Die einzige Gruppe, die damals, wenn auch auf diffuse Art, eine grundsätzliche Ablehnung der allgemein akzeptierten Lebensweise bekundete, war ein kleinerer Teil der meist bürgerlich-studentischen Jugend. Bereits Ende der 50er Jahre hatten die jugendlichen Aktivisten der *Campaign for Nuclear Disarmament* darauf hingewiesen, dass mit der Schönen Neuen Welt der erwachsenen Generation etwas nicht stimmen konnte, da ihre Ordnung offenbar nur durch die permanente Drohung ihrer Selbstauslöschung mittels

eines atomaren Armageddon aufrecht erhalten werden konnte. Etwa zur selben Zeit fanden sich einige jüngere Ex-Mitglieder der *Communist Party of Great Britain* zusammen, denen anlässlich von Chruschtschows Geheimrede über die Verbrechen Stalins aufgefallen war, dass die östliche Bürokratie eine schlechte Alternative zum westlichen Imperialismus darstellte. Sie gründeten *Coffee Houses*, in denen Jazz gehört und konfuse Gedanken über einen libertären Sozialismus gesponnen wurden. Mitte der 60er erreichte die nordamerikanische Hippiebewegung die britische Insel. Untergrundzeitschriften wie *Oz*, *Friends* und *International Times* denunzierten die protestantische Arbeitsethik und die bürgerliche Familie und forderten, die falsche Trennung von Arbeit und Freizeit im Spiel aufzuheben. Die traditionelle Linke verwarfen sie, da sie „die Heiligkeit der Mühsal, das Recht auf Arbeit, Belohnung und Bestrafung“ nicht infrage stelle. Der politischere Teil dieser Szene organisierte 1968 sit-ins an den Universitäten und Demos gegen den Vietnamkrieg, die aber im Vergleich mit anderen Ländern eher moderat ausfielen. Wenig später war die Bewegung auch schon wieder am Ende, als sich herausstellte, dass der Rest der Gesellschaft sich von ihren Forderung nach einer anderen Organisation des Lebens unbeeindruckt zeigte. Der Antagonismus der Klassengesellschaft, der für kurze Zeit in der verkehrten Form eines *Gegensatzes der Generationen* in Erscheinung getreten war, ließ sich auf diese Weise nicht auflösen und so verschwand er bald wieder weitgehend aus dem Bewusstsein.



Das Lucas Aerospace Combine Shop Stewards' Committee

Einen der Wege, den das britische Kapital seit den 60er Jahren zur Überwindung seiner Krise beschritt, bestand in einem energischen Konzentrationsprozess. Im Zuge dessen kaufte der Maschinenbaukonzern *Joseph Lucas Ltd*. um 1970 eine Reihe von kleineren Zulieferern der Luftfahrtindustrie auf und formte aus diesen die Tochtergesellschaft *Lucas Aerospace*. Durch diese Übernahmen war Europas damals größter Hersteller von Flugzeugkomponenten entstanden. In 17 über England verstreuten Werken mit insgesamt 18.000 Beschäftigen stellte das neue Unternehmen u.a. Kraftstoffanlagen, Messtechnik, elektrische Ausrüstung und Cockpitzubehör für unterschiedliche Maschinen her. Etwa die Hälfte der Produktion war für den militärischen Bereich bestimmt; Lucas Aerospace war beispielsweise an der Herstellung eines europäischen Mehrzweckkampfflugzeugs und am Sting Ray Missile System der NATO beteiligt.

Die Belegschaft dieses neu geschaffenen Unternehmens sollte einige Jahre später mit einem recht bemerkenswerten Projekt von sich reden machen, das unter dem Namen *Lucas Plan* bekannt wurde. Bevor wir uns diesem zuwenden, muss jedoch die Selbstorganisation der Lucas-Arbeiter vorgestellt werden, die die Basis darstellte, auf der der Plan entstehen konnte.

Ein wesentlicher Zweck von Firmenzusammenschlüssen ist bekanntlich, Arbeiter einzusparen und im Zuge der Umstrukturierung schlechtere Bedingungen für die verbliebenen Beschäftigten durchzusetzen. Um sich gegen diese Angriffe zur Wehr zu setzen, schlossen sich



die lokalen *shop steward commitees* der an Lucas Aerospace beteiligten Werke zu einem konzernweiten *combine committee* zusammen, um ihre Aktivitäten zu koordinieren. Solche Ansätze, den Lokalismus der shop steward-Bewegung zu überwinden, gab es auch anderswo; allerdings wies die Initiative der Lucas workers zwei Besonderheiten auf.

Erstens war den Arbeitern in diesem Fall das Kunststück gelungen, sich zusammenzutun, noch *bevor* der offizielle Firmenzusammenschluss erfolgte. Sobald Gerüchte über eine möglich Fusion auftauchten, nahmen die shop stewards der betreffenden Werke Kontakt zueinander auf, mit dem Ergebnis, dass sie bereits über eine gemeinsame Organisationsstruktur verfügten, während in den Chefetagen noch erbittert über die Modalitäten der Zusammenarbeit gestritten wurde. Die Arbeiter waren dem Management also von Anfang an einen Schritt voraus und dieser Vorsprung sollte sich in den folgenden Auseinandersetzungen als vorteilhaft erweisen.

Die zweite Besonderheit des *Lucas Aerospace Combine Committee* bestand darin, dass es Kopf- und Handarbeiter gemeinsam organisierte. Dies war unüblich in der britischen Gewerkschaftsbewegung, die traditionell nach Berufsgruppen getrennt organisiert war. Erleichtert wurde diese Zusammenarbeit durch die spezielle Natur des Arbeitsprozesses in der Luftfahrtindustrie: In diesem forschungsintensiven Sektor hatten geringe Stückzahlen und Einzelanfertigungen die Oberhand gegenüber der Serienproduktion. Die Beziehungen zwischen Ingenieuren und ausführenden Arbeitern waren unter diesen Bedingungen weniger standardisiert und distanziert; es war üblich, dass die Handarbeiter in der Fabrik Entwürfe ausprobierten und Veränderungen an ihnen vorschlugen, die sie mit den Ingenieuren aus dem Konstruktionsbüro diskutierten.

In den ersten Jahren des neuen Konzerns gelang es dem Combine Committee immer wieder, den Rationalisierungsplänen des Managements einen Strich durch die Rechnung zu machen. Durch koordinierte Arbeitskampfmaßnahmen gelang es den Beschäftigten, viele Entlassungen zu verhindern, sowie Lohnerhöhungen und Verbesserungen der Arbeitsbedingungen zu erkämpfen. Die Stärke der Organisation lag in ihrer Kombination von gemeinsamem Handeln und lokaler Autonomie: Das Combine konnte lediglich Maßnahmen vorschlagen und einmal beschlossene Aktionen koordinieren, hatte aber selbst keine Entscheidungsbefugnis. Diese lag ausschließlich bei den lokalen Werkkomitees. So wollte man verhindern, dass sich erneut ein bürokratischer Wasserkopf herausbilden konnte, der seinen Kontakt zur Basis und damit seine Stärke verlor.

Infragestellung der Kopfarbeiter I

Von den Arbeitern unterschiedlichster Berufe, die das Lucas Combine Committee in sich vereinte, taten sich die *Ingenieure* als besonders aktives Element hervor. Bisher hatten die geistigen Arbeiter in der Industrie generell dazu tendiert, sich aufgrund ihrer privilegierten Stellung für etwas Besseres als die handarbeitenden Kollegen zu fühlen

und sich an deren gewerkschaftlichen Organisationsbemühungen nicht zu beteiligen. Diese Haltung, die allerdings in der Luftfahrtbranche ohnehin weniger ausgeprägt war, wurde nun von der neuen Rationalisierungswelle des Kapitals radikal infragegestellt. Die vormals vergleichsweise idyllischen, relativ unabhängigen Arbeitsverhältnisse von technischen Zeichnern und Konstrukteuren wurden gemäß den neuen Profitmaximierungsstrategien einem tiefgreifenden Wandel unterworfen. Ein betroffener Ingenieur bei Lucas berichtet: „Bis in die vierziger Jahre dieses Jahrhunderts lag der gesamte Vorgang des Entwerfens beim technischen Zeichner allein. Er entwarf ein Bauteil, zeichnete es, ermittelte seine Belastbarkeit, bestimmte das Material und das richtige Schmiermittel. Heute ist diese Arbeit in einzelne, isolierte Funktionen zerlegt. Der Konstrukteur entwirft, der Zeichner zeichnet, der Metallurge bestimmt das Material, der Spannungsanalytiker untersucht die Struktur und der Tribologe kümmert sich um die geeignete Schmierung.“ Durch diese zunehmende Spezialisierung seien die Aufgaben des einzelnen jeweils auf einen engen Bereich beschränkt worden, wodurch Abwechslung in der Arbeit und der Überblick über das Ganze verloren gegangen seien.

Hinzu kam ein Automatisierungsschub durch den massiven Einsatz von Computertechnologie. Anstatt mit Bleistift und Lineal am Reißbrett zu arbeiten, gab der Konstrukteur nun Variablen in ein Computerprogramm ein, welches Steuerkarten für die Fertigungsmaschinen erstellte oder diese sogar direkt steuerte. Von ihren Entwicklern wurden die rechnergestützten Konstruktionssysteme als geniale Hilfsmittel angepriesen, die dem Ingenieur Routinetätigkeiten abnehmen und ihn für kreative Arbeit freistellen würden. Im Gegensatz dazu nahmen die betroffenen Konstrukteure die Computerisierung als Verarmung ihrer Tätigkeit und als Entwertung ihrer Fähigkeiten wahr. „Steht dem Entwicklungsingenieur ein solches Gerät zur Verfügung, muss er keine Zeichnungen mehr anfertigen, und damit ist das subtile Wechselspiel zwischen dem ersten Entwurf und seiner Modifikation im Verlauf des Konstruktionsprozesses, in den auch die Facharbeiter in der Werkhalle einbezogen waren, zerstört“. Neben der Tatsache, dass ihre manuelle Zeichenkunst überflüssig gemacht wurde, störte die Konstrukteure die Abhängigkeit von Computerprogrammen, deren standardisierte Funktionen sie nicht durchschauen und verändern konnten, was sie als Verlust von Autonomie und Unterwerfung unter die Maschine empfanden.

Als problematischer Aspekt des Computereinsatzes wurde weiterhin die zunehmende Distanz des Konstrukteurs sowohl vom Werkstoff als auch von den manuellen Arbeitern benannt. Elektronische Datenübermittlung und -verarbeitung machen den Gang in die Werkhalle überflüssig und verwandeln den vor seinem Bildschirm sitzenden Ingenieur tendenziell zu einem „Robinson Crusoe auf einer Insel voller Maschinen“. Die Auswirkungen, nicht nur für die individuelle Schaffensfreude, sondern auch für die Qualität des Konstruktionsprozesses

insgesamt, können unter Umständen extrem sein. Ein Lucas-Aktivist berichtet von einem Fall, wo ungelernte Arbeiter in einer Fabrik eine zehnmal zu große Zündvorrichtung bauten, weil der Konstrukteur am Rechner sich um eine Kommastelle vertan hatte. Als dieser mit der Monstrosität konfrontiert wurde, wusste er zunächst gar nicht, wo das Problem lag.

Schließlich brachte die Computerisierung auch eine starke Beschleunigung der Arbeit mit sich. Um die hohen Kosten der elektronischen Systeme zu amortisieren, wurde der Arbeitsdruck stark erhöht. In manchen Betrieben wurde das Schichtsystem von den Werkshallen auf die Konstruktionsbüros ausgedehnt, damit die teuren und schnell veraltenden elektronischen Geräte optimal ausgenutzt würden. Die vormals privilegierten Bedingungen der Kopfarbeiter begannen sich zunehmend denen der zu monotoner Routine verdammten Handarbeit anzuähneln, was sich unter anderem in einem sprunghaften Anstieg der gewerkschaftlichen Organisierung dieser Berufsgruppe niederschlug.

Infragestellung der Kopfarbeiter II

Als sei die als eklatante Verschlechterung empfundene Umwälzung ihrer Arbeitsbedingungen nicht schon schwer genug zu verkraften, sahen sich die wissenschaftlichen Angestellten in der Industrie seit Ende der 60er Jahre noch von einer anderen Seite infragegestellt. Ein Betroffener bei Lucas Aerospace erinnert sich: „Auf der subjektiven Ebene erlitten Ingenieure und Wissenschaftler im Vereinigten Königreich und in vielen anderen hoch industrialisierten Ländern einen kulturellen Schock. Diejenigen in ihren 40ern und 50ern hatten die Universität nicht bloß mit einem papiernen Zertifikat verlassen, sondern erfüllt vom Ethos des technologischen Optimismus der Nachkriegszeit. Viele von ihnen betrachteten sich selbst als Gottesgeschenk für die Gesellschaft, ausgerüstet mit der Fähigkeit, all unsere ökonomischen, politischen und sozialen Probleme auf technologische Weise in Ordnung bringen zu können. Die Studentenrevolte der späten 60er begann all dies auf einer politischen und sozialen Ebene infragezustellen. Anfang bis Mitte der 70er Jahre geriet die erdrückende Tatsache ins Bewusstsein, dass wir nicht weitermachen konnten, Energie und Material zu verschwenden wie bisher. Die unmenschliche Natur der modernen Technologie begann sogar in Form des Rückgangs der Studentenzahlen technischer und naturwissenschaftlicher Fächer seinen Tribut zu fordern. … Auf der persönlichen Ebene waren viele Ingenieure ziemlich geschockt, als sich ihre eigenen Söhne weigerten, in ihre Fußstapfen zu treten. Manche Ingenieure und Wissenschaftler wurden von ihren halbwüchsigen Kindern zur Rede gestellt, die von ihnen wissen wollten, ob sie an der Entwicklung von technischen Apparaten beteiligt seien, die Flüsse verseuchen, das Land zerstören und Leuten die Arbeit wegnehmen."

An dieser Aussage wird deutlich, dass die die studentische Bewegung, ungeachtet ihrer unmittelbaren Er-

folglosigkeit, doch eine untergründige Wirkung auf andere Sektoren der Gesellschaft ausübte. Die Ingenieure von Lucas Aerospace boten der jugendlichen Kritik dabei ein leichtes Ziel, da es angesichts der von ihnen vornehmlich hergestellten Militärgeräte kaum Mühe bereitet haben dürfte, Zweifel am menschlichen Nutzen ihrer Tätigkeit zu säen.

Reaktion einiger Ingenieure bei Lucas Aerospace

Die doppelte Infragestellung der Ingenieure durch den technischen Wandel einerseits und die studentische Kritik andererseits führte dazu, dass sich einige Konstrukteure bei Lucas Aerospace zu Diskussionszirkeln zusammentaten, um gemeinsam zu versuchen, die neue Situation zu verstehen. Einer der führenden Köpfe war der Ingenieur Mike Cooley, Ex-Mitglied der KP Großbritanniens, der die Partei aufgrund deren Kungelei mit den Gewerkschaftsbürokraten verlassen hatte. Cooleys Buch *Architect or Bee?*, das sich mit den Auswirkungen der kapitalistischen Rationalisierung auf den Ingenieurberuf auseinandersetzt, ist eine der Hauptquellen zur Rekonstruktion der damals bei Lucas geführten Debatten.

Es war ein Novum in der Shop Steward-Bewegung, dass die Ingenieure bei Lucas Aerospace begannen, nicht nur ihre unmittelbaren Arbeitsbedingungen zu kritisieren, sondern auch nach den gesellschaftlichen Auswirkungen des Produktionsprozesses zu fragen, an dem sie beteiligt waren. Sie gingen über die Annahme hinaus, Wissenschaft und Technik seinen neutrale Kräfte, die erst durch ihre kapitalistische Anwendung korrumpiert würden; vielmehr seien diese in sich zutiefst von den gesellschaftlichen Bedingungen geprägt, von denen sie hervorgebracht wurden. Während sich die Mehrheit der alten Arbeiterbewegung von der seit den 60er Jahren entstehenden neuen Kritik unbeeindruckt zeigte, nahmen die Leute um Mike Cooley deren Gedanken auf und dachten sie *auf ihre eigene Weise* weiter.

Die Veränderung ihres Arbeitsumfelds interpretierten die Lucas-Ingenieure als Wiederholung dessen, was den industriellen Handarbeitern Anfang des 20. Jahrhunderts widerfahren war. Damals wurde mit der Einführung von Frederick Taylors *Scientific Management* der Arbeitsprozess in kleinste, rigide festgelegte Teilschritte zerlegt und der manuelle Arbeiter im Zuge einer verschärften Trennung von Kopf und Hand auf ein passives Anhängsel der Maschinerie reduziert. Nun wurde auch die geistige Arbeit diesem Prozess unterworfen. Der Computer, so Mike Cooley, sei das „trojanische Pferd“, mit dessen Hilfe der Taylorismus in die Gebiete des Managements und der wissenschaftlichen Arbeit eingeschmuggelt werde. Ein zentrales Instrument des Scientific Managements sind die berüchtigten *time studies*, bei denen per Stoppuhr eine Standardzeit für bestimmte Arbeitsschritte ermittelt wird, nach der sich dann alle Arbeiter zu richten haben. Die Zeitschrift *Workstudy*,

ein Fachblatt für Betriebsorganisation, informiert 1974 über die Fortschritte bei der Übertragung des Verfahrens auf geistige Arbeit: „Alle Elemente der körperlichen Arbeit bestehen aus einer kleinen Zahl grundlegender Körperbewegungen, die zuerst von Gilbreth kodifiziert wurden (Therbling – der Name dieser kleinsten Einheit – ist eine Anagram aus Gilbreth). Das logische Raster wäre komplett, wenn eine ähnliche Kodifizierung der einzelnen Elemente der grundlegenden Geistesbewegungen – oder Yalcs – vorhanden wäre.“ (Yalc ist ein Anagramm aus dem Namen ihres Erfinders Clay.) Der Aufsatz beschreibt, wie Eingabe-, Ausgabe- und Verarbeitungs-Yalcs zu definieren sind und wie diese wiederum in grundlegende geistige Tätigkeiten zerfallen.

Bei der Einführung der industriellen Massenfertigung des klassischen Taylorismus war das geistige Element des Produktionsprozesses den alten Facharbeitern entzogen und auf akademisch ausgebildete Experten übertragen worden – wodurch das relativ privilegierte Berufsbild des technischen Zeichners oder Konstrukteurs entstand, dessen Verschwinden die Lucas-Ingenieure nun beklagten. Wohin aber verzog sich der Geist bei der nun stattfindenden Taylorisierung der Kopfarbeit – etwa in die Köpfe der EDV-Spezialisten, welche für die Entqualifizierung der Ingenieurstätigkeit verantwortlich waren? Mike Cooley bezweifelte diese Möglichkeit. Weit entfernt, sich auf Kosten der Konstrukteure eine Domäne interessanter Tätigkeit und Kreativität zu sichern, würden vielmehr „die



Entqualifizierer selbst entqualifiziert“. Auch in diesem neuen Bereich sei die trennende Spezialisierung bereits weit fortgeschritten und mit dem Aufkommen vorgegebener Programm-Module und undurchsichtiger Betriebssysteme ginge die kurze Epoche individueller Formen der Software-Erstellung bereits wieder zu Ende. In einem Artikel für die Zeitschrift *Realtime* von 1973 bestätigt ein Kollege aus der Computer-Branche dieses Urteil: „Das zentralisierte Betriebssystem mystifiziert den Computer, indem es seine wichtigsten Funktionen in ein Software-Paket einbaut, das jenseits der Kontrolle und Kenntnis des Anwendungsingenieurs liegt. Damit dringt selbst in das exklusive Reich der Datenverarbeitung die Teilung zwischen Software-Experten und anderen Programmierern vor und bestärkt uns in dem Eindruck, dass wir die Werkzeuge, die wir benutzen, nicht wirklich beherrschen, sondern nur das tun können, was das System zulässt.“

Entstehung des Lucas Plans

Die Entqualifizierung ihres Berufs und die latente Sinnkrise angesichts des fragwürdigen gesellschaftlichen Zwecks ihrer Tätigkeit hatte also einige Beschäftigte von Lucas Aerospace zu einer Selbstreflexion veranlasst, die eine recht weitgehende theoretische Kritik der von ihnen aufrechterhaltenen Produktion hervorbrachte. Den Anlass, diese Kritik in ein praktisches Programm umzusetzen, bildeten jedoch keine neuen theoretischen Einsichten, sondern die unmittelbare Bedrohung durch Arbeitslosigkeit.



Als 1974 die neue Labour-Regierung Kürzungen des Militäretats ankündigte, sah sich die Lucas-Belegschaft vor die Wahl gestellt, entweder *gegen* Abrüstung zu protestieren oder aber der Streichung eines erheblichen Teils ihrer Jobs zuzustimmen. Aus der Ablehnung dieser schlechten Alternative entstand die Idee einer Kampagne für die Umstellung der Produktion der Lucas-Werke von Rüstungsgütern auf „sozial nützliche Produkte". Das Combine Committee beschloss, Vorschläge für Produkte zu sammeln, die an den Lucas-Standorten produziert werden könnten, um die dort Angestellten weiter zu beschäftigen. Es ging dabei explizit nicht darum, das bessere Management zu spielen und eine Palette von profitabel vermarktbaren Artikeln zu präsentieren. Vielmehr sollte das Kriterium für die Auswahl der Vorschläge nicht in erster Linie deren Tausch- sondern deren Gebrauchswert sein. Man wollte auf den Widersinn hinweisen, dass bei Lucas Fertigkeiten und Produktionsmittel brachliegen gelassen werden sollen, während anderswo im Land dringende Not herrscht, der mittels dieser Fertigkeiten und Produktionsmittel abgeholfen werden könnte. „Es ist etwas grundsätzlich verkehrt an einer Gesellschaft, die das technologische Niveau erreicht hat, um das Überschallflugzeug Concorde zu konstruieren und zu bauen, die aber nicht genug einfache städtische Heizungen bereitstellen kann, um die Rentner zu schützen, die jeden Winter an Unterkühlung sterben", so eine Stellungnahme des Combine.

Bei der Ausarbeitung des alternativen Produktionsplans konnte das Combine die Arbeitsfähigkeit seiner Organisationsstruktur erneut unter Beweis stellen. Durch Befragung der lokalen shop steward committees erstellte man zunächst eine detailierte Liste, in der die technische Ausstattung aller Produktionsstätten sowie die Qualifikationen ihrer Beschäftigten beschrieben wurden. Diese Liste wurde dann in einem Rundschreiben mitsamt der Aufforderung verschickt, Vorschläge für eine sinnvolle alternative Nutzung dieser Produktionsmöglichkeiten zu machen. Das Schreiben ging an Wissenschaftler und Organisationen, die sich auf die eine oder andere Art für eine Humanisierung der Technik und für ihren sozial- und umweltverantwortlichen Gebrauch ausgesprochen hatten. Von den 180 Adressaten beantworteten jedoch nur drei das Schreiben. Als wesentlich einfallsreicher als diese verantwortungsbewussten Akademiker erwies sich die Lucas-Belegschaft selbst: Als das Combine diese mittels eines in den Werken verbreiteten Fragebogens zur Mitarbeit aufrief, ging binnen kurzem eine Fülle von Vorschlägen ein, sodass schon bald nicht weniger als 150 alternative Produktideen vorlagen. In den einzelnen Werken bildeten sich Arbeitsgruppen, um die Vorschläge zu besprechen. Die Erfahrungen einiger Designer und Konstrukteure in den oben beschriebenen Diskussionszirkeln erwiesen sich dabei als sehr hilfreich; es waren an der Entwicklung der Produktideen aber nicht nur diese,

sondern alle Abstufungen von Beschäftigten bis hinunter zum Lehrling oder ungelernten Arbeiter beteiligt. In einigen Fällen kamen die Vorschläge direkt aus der Erfahrung konkreter Bedürfnisse in den Gemeinden, in denen die Arbeiter lebten. So entwarfen Lucas-Arbeiter in Wolverhampton ein spezielles Gefährt, für die an Spina Bifida – einer Missbildung der Wirbelsäule – erkrankten Kindern des örtlichen Kinderheims, um diesen eine leichtere Fortbewegung zu ermöglichen. Für die als sinnvoll erachteten Produkte wurden detaillierte Konstruktionsskizzen angefertigt, in einigen Fällen stellte man bereits Prototypen her. Die Voraussetzungen hierfür waren insofern günstig, als in der forschungsintensiven Luftfahrtbranche Neuentwicklungen und Prototypen ohnehin zum Tagesgeschäft gehörten.

Präsentation des Plans

Alle Produktbeschreibungen wurden in einer umfangreichen Dokumentation gesammelt und nach zwölfmonatiger Arbeit im Januar 1976 der Öffentlichkeit präsentiert. Die vorgeschlagenen Produkte sind jeweils in Gruppen zusammengefasst, darunter u.a.:

- *Medizinische Geräte*, wie z.B. künstliche Gliedmaßen oder Dialysegeräte (künstliche Nieren). Letztere wurden von Lucas Aerospace bereits hergestellt, allerdings in viel zu geringer Stückzahl, um den Bedarf britischer Patienten zu decken.

- *Alternative Energiegewinnungsanlagen*, wie z.B. Solarzellen und Windräder, wobei die Kenntnisse aus der Luftfahrttechnik gute Dienste leisten könnten.

- *Transportsysteme*, wie z.B. ein Straßen-Schienen-Fahrzeug, das auch als Prototyp gebaut wurde. Es ist viel leichter als herkömmliche Schienenfahrzeuge, kann größere Steigungen überwinden und eignet sich zum Einsatz im öffentlichen Verkehr in entlegenen Gegenden.

- *Bremssysteme* für schwere Fahrzeuge, wie Busse und U-Bahnen. Dies aufgrund eines zu dieser Zeit geschehenen verheerenden Busunglücks, anlässlich dessen herausgekommen war, dass nur 10% der in Großbritannien eingesetzten Busse über ausreichende Bremsen verfügten.

- *Oceanics*: Unterwasserfahrzeuge zum Abbau von Rohstoffen auf dem Meeresgrund.

Wie aber wollten die Autoren des Plans dessen Verwirklichung durchsetzen? War es nicht reichlich naiv, anzunehmen, innerhalb einer kapitalistischen Gesellschaft ihren Wunsch nach einer am Kriterium der „sozialen Nützlichkeit“ orientierten Produktion einlösen zu können? Die Verlautbarungen und die Politik des Combine weisen hier eine gewisse Widersprüchlichkeit auf. Einerseits bemühte man sich ganz pragmatisch um Verhandlungen mit der Konzernleitung und der Regierung, um erstere zu überzeugen, die marktwirtschaftlich profitablen Produktideen

zu realisieren und letztere dazu zu bewegen, einige der nicht profitablen zu subventionieren. Andererseits wird im Präsentationspapier des Plans betont, dass dieser „eine fundamentale Infragestellung vieler ökonomischer und ideologischer Annahmen unserer Gesellschaft“ darstelle und dass sich seine Ziele keinesfalls vollständig realisieren ließen, solange er ein isoliertes Projekt bleibe – dafür sei vielmehr eine allgemeine gesellschaftliche Umwälzung nötig. Die Autoren sehen sich als Pioniere einer neuen Form von Forderungen: „Wir wollen den beschränkten Ökonomismus überwinden, der die Gewerkschaftsaktivitäten der Vergangenheit prägte und wollen unsere Forderungen dahingehend erweitern, dass wir auch die Produkte, die wir herstellen sowie die Art und Weise, wie wir sie herstellen, der Kritik unterziehen.“ Sie hofften darauf, durch ihr Beispiel andere Arbeiter in anderen Sektoren zu ähnlichen Forderungen zu animieren und so zu einer Verallgemeinerung einer qualitativen Kritik der kapitalistischen Produktion beizutragen, welche sie wiederum als Voraussetzung für den letztendlichen Erfolg ihrer eigenen Bemühungen sahen. Der Lucas Plan stellte so auch einen Vorschlag dar, wie die britische Shop-Steward-Bewegung insgesamt auf ein höheres Niveau kommen könnte, indem die Produzenten beginnen, ihre eigene Rolle im Produktionsprozess infragezustellen.

Ein utopischer Arbeitsbegriff

Der Begriff der sozialen Nützlichkeit, den die Lucas Arbeiter ihrem Alternativplan zugrunde legten, war zunächst eher implizit und intuitiv. Erst im Laufe der Zeit kam man dazu, genauer zu bestimmen, wodurch sich sozial nützliche Produkte auszeichnen: Sie sollen so konstruiert sein, dass sie „den Menschen helfen und sie befreien, anstatt sie zu beschränken, zu kontrollieren, körperlich und geistig beschädigen“. Ihre Funktionsweise soll dem Benutzer möglichst verständlich sein, man soll sie reparieren können, weder bei der Produktion noch beim Gebrauch sollen Ressourcen verschwendet werden. Die Herstellung des Produkts soll „in einer unentfremdeten Weise, ohne autoritäre Direktiven erfolgen. Stattdessen soll die Arbeit so organisiert sein, dass sie praktische und theoretische Aufgaben verbindet und menschliche Kreativität und Enthusiasmus freisetzt.“

Interessanterweise bezog sich das Kriterium der sozialen Nützlichkeit also nicht nur auf die Seite des Konsums, sondern auch auf die der Produktion. Der Lucas Plan war auch als Versuch gedacht, der Entqualifizierung der Arbeit durch die kapitalistische Betriebsorganisation etwas entgegenzusetzen. Es ging dabei nicht um eine pauschale Zurückweisung aller technischen Neuerungen, sondern darum, zu prüfen, wie sie in einer den Produzenten gemäßen Weise eingesetzt werden könnten. Als wesentliches Moment der Entqualifizierung bestimmten die Lucas-Ingenieure die Entwertung dessen, was sie *tacit knowledge* oder

„stilles Wissen" nannten. Es handelt sich dabei um Erfahrungswissen, das aus jahrelanger Handhabung stammt, das aber vom betreffenden Arbeiter nicht in abstrakt-begrifflicher Form expliziert werden kann. Mike Cooley berichtet etwa von älteren Mechanikern, die am bloßen Geräusch oder an der durch Abtasten gefühlten Vibration eines defekten Flugzeugtriebwerks erkennen konnten, wo der Fehler lag. Die allgemeine Tendenz der kapitalistischen Entwicklung, so die Autoren des Lucas-Plans, bestehe darin, solches Erfahrungswissen obsolet zu machen. Zunächst werde die Funktionsweise eines Arbeitsvorgangs in theoretischen Abstraktionen festgehalten, dann würden diese in das Programm einer Maschine übersetzt, welches automatisch abläuft und den Menschen, der es bedient, auf mechanische Handlungen reduziert. Demgegenüber käme es darauf an, Produktionsverfahren zu erfinden, die das Erfahrungswissen der Beteiligten erhalten und erweitern, sich aber gleichzeitig die Vorzüge moderner, auf wissenschaftlicher Abstraktion basierender Technologie zunutze machen.

Als Beispiel hierfür werden im Lucas Plan so genannte „telechiric devices" oder mechanische Hände beschrieben. Solche Geräte erlauben es einem Arbeiter, durch seine eigenen Bewegungen in Echtzeit einen Roboterarm zu steuern, der beispielsweise unter Wasser eine Ölförderanlage repariert oder an einem anderen für Menschen gefährlichen oder unangenehmen Ort Arbeiten verrichtet. Die Lucas-Ingenieure hatten zunächst über einen vollautomatischen Roboter nachgedacht, waren aber angesichts der dabei aufgetretenen Programmierungsschwierigkeiten auf die Fernsteuerungslösung verfallen. Schon die Automatisierung des Anziehens einer Schraube mit dem richtigen Schraubenschlüssel und Drehmoment hätte ungeheuer komplizierte Rechenoperationen erfordert, während ein erfahrener Arbeiter diese wie auch weit komplexere Aufgaben im Schlaf ausführt, ohne sich etwa über den Torsionsbeiwert eines Bolzens oder die Scherkrafttoleranz seines Materials Gedanken zu machen. Die telechirischen Geräte entwerten diese handwerkliche Geschick des Arbeiters nicht, sondern verschaffen ihm durch technische Hilfsmittel einen erweiterten Aktionsradius. Ähnliches gilt für die Methode der *analogen Teileprogrammierung*, die Mike Cooley für den Werkzeugbau vorschlägt. Hier werden die Operationen, die eine Maschine ausführen soll, nicht in ein symbolisches Zeichensystem übersetzt, sondern ein erfahrener Dreher programmiert sie manuell, indem er ihr mit einem elektronischen Schalthebel „vormacht", was sie zu tun hat. Bei dieser Art des Einsatzes von Computertechnologie könnten die Fähigkeiten des Drehers bewahrt und erweitert werden und die Trennung von Kopf- und Handarbeit wäre weniger schroff als üblicherweise.

Die genannten Beispiele sind erste Gehversuche einer neuen Art der Kritik der modernen Industriearbeit, die dem Problem der dort herrschenden Entfremdung noch nicht annähernd gerecht werden. Zudem wurden ähnliche Ideen

mittlerweile vom kapitalistischen Management selbst verwirklicht, wodurch die Unfreiheit der Produzenten nicht verringert, wohl aber der unternehmerische Profit gesteigert wurde (s. den Artikel: *Schüler aus Metall. Wie Roboter durch Zuhören und Hinschauen neue Aufgaben lernen können*, aus der *Berliner Zeitung* vom 29.05.09). Wichtiger als die konkreten Einzelvorschläge sind daher die utopischen Zielvorstellungen, die hinter den damaligen Experimenten standen. In seinem Buch *Architect or Bee?* skizziert Mike Cooley einen Begriff unentfremdeter Arbeit. Eine solche müsste zugleich schöpferisch und ausführend sein, Elemente quantifizierend-abstrakten Denkens wie qualitativ-individueller Erfahrung enthalten, körperliche und geistige Tätigkeiten müssten in einem ausgewogenen Verhältnis stehen. In der hier anvisierten Idee einer freien, produktiven Tätigkeit klingt die von den Romantikern der jugendlichen Gegenkultur der 60er Jahre geforderte Aufhebung der Trennungen von Arbeit und Freizeit, Kunst und Leben an, allerdings in einer viel konkreteren, lebenspraktischeren Form als in den hippiesken Phantasien. Als historische Vorbilder dienen Cooley die mittelalterlichen Bauhüttenmeister wie Villard de Honnecourt, sowie die großen Handwerker-Künstler der Renaissance. Deren ganzheitliche Arbeitsweise auf der Höhe der modernen Produktivkraftentwicklung neu zu erfinden, sah er als Aufgabe einer zukünftigen Umwälzung der Gesellschaft. Wichtig sei es dabei vor allen Dingen, dem wissenschaftlichen Jargon den Kampf anzusagen, mit dem die diversen Spezialisten aller Sparten ihr Wissen geheim halten. Dieses Latein unserer Tage müsse in die Volkssprache übersetzt werden, andernfalls sei alles Reden von *industrial democracy* nichts als leeres Geschwätz.

Scheitern des Plans und Untergang der Gewerkschaftsbewegung

Wie wir gesehen haben, hatte der Lucas Plan einen Doppelcharakter als pragmatisches Verhandlungsangebot und subversive Propagandaaktion. Er scheiterte auf beiden Ebenen. Weder die Lucas-Konzernleitung noch die Regierung hatten ein ernsthaftes Interesse daran, über die Vorschläge des Combine Committees zu diskutieren. Es gelang den shop stewards auch nicht, etwa durch Streiks oder Betriebsbesetzungen, einen Druck aufzubauen, der die Gegenseite an den Verhandlungstisch hätte zwingen können. So blieben ihre Pläne in der Schublade und die alternativen Produkte wurden nicht verwirklicht.

Ebenso wenig erfüllte sich die Hoffnung auf eine Verallgemeinerung der qualitativen Infragestellung der Produktion, die wiederum für die Forderungen der Lucas-Arbeiter bessere Bedingungen geschaffen hätte. Zwar wurde dem Plan eine große mediale Öffentlichkeit zuteil und er wurde sowohl unter Gewerkschaftsaktivisten als auch in anderen sozialen Bewegungen wohlwollend bis enthusiastisch aufgenommen. Es blieb jedoch weitgehend bei zuschauender Begeisterung. Nur ganz

wenige Arbeiter fanden sich bereit, ebenfalls die Unvernunft ihres Sektors und ihrer Tätigkeit zu untersuchen und über sinnvollere Verwendungen der von ihnen gehandhabten Produktionsmittel nachzudenken. So stellten etwa die Beschäftigten eines Chrysler-Werks in Coventry die Forderung auf, in Zukunft keine Autos mehr produzieren zu müssen. Zur Begründung schrieben sie in einer Erklärung: „Die weit verbreitete ökologische Kritik des benzinbetriebenen Privatautos als eines sozial unverantwortlichen Verkehrsmittels legt es uns nahe, dass wir die Machbarkeit neuartiger, sozial nützlicher Produkte erkunden müssen, um die Möglichkeiten des bestehenden Werks und seiner Maschinerie zu nutzen und sie von einer Ware wegzulenken, deren Profitabilität und Nützlichkeit rasant abnehmen."

Von solchen seltenen Ausnahmen abgesehen, fuhr die Mehrzahl der britischen Arbeiter fort, mit großer Verve auf ihren unmittelbaren Lohninteressen zu beharren und sich um Zwecke und Methoden ihrer Produktion nicht weiter zu bekümmern.

Die Krise des englischen Kapitalismus, die die Arbeiter durch ihre beherzten Lohnforderungen mit heraufbeschworen hatten, hatte sich unterdessen Mitte der 1970er Jahre weiter zugespitzt: explodierende Arbeitslosenzahlen, galoppierende Inflation, desolate Staatsfinanzen, die die einstige Weltmacht in die demütigende Lage brachten, einen IWF-Kredit anzunehmen – d.h. eine Maßnahme, die eigentlich zur Rettung von Drittweltländern vor dem völligen Ruin gedacht war. Zur Überwindung der Misere bemühten sich Unternehmer und Regierung – neben der bereits beschriebenen Rationalisierungsstrategie – endlich eine Senkung des Lohnniveaus durchzusetzen. Sie trafen jedoch auf den entschlossenen Widerstand der Arbeiter, die nun auch dazu übergingen, ihre Fabriken zu besetzen. Bei aller Militanz wurden die Kämpfe aber zunehmend perspektivlos. Die Taktik der lokalen wilden Streiks für unmittelbare Verbesserungen, die die Shop-Steward-Bewegung während des Aufschwungs erfolgreich angewandt hatte, funktionierte in der Krise nicht mehr. Auch der entschlossenste Streik macht wenig Eindruck, wenn das bestreikte Werk ohnehin stillgelegt werden soll. Die Lohnarbeit kann auf Dauer nur prosperieren, wenn auch das Kapital prosperiert, das sie beschäftigt. Wenn die Lohnarbeiter aus borniertem Eigeninteresse beharrlich das Kapital an seiner Fortentwicklung hindern, ohne eine grundsätzlich andere Gesellschaftsorganisation anzustreben, schneiden sie sich letztendlich ins eigene Fleisch. Etliche Briten müssen diesen Zusammenhang instinktiv gespürt haben, als sie 1979 Margaret Thatcher zur Premierministerin wählten. Die Eiserne Lady sorgte dann dafür, dass die Profitrate des englischen Kapitals sich erholte. Oft wird gesagt, sie hätte dies erreicht, indem sie „die Gewerkschaften zerschlagen" hätte. Das ist nicht richtig. Die Arbeiter hatten sich vielmehr selbst in eine Sackgasse manövriert, indem sie sich weigerten, ihre eigene Rolle im Produktionsprozess infragezustellen. Thatcher mag die Totengräberin der

britischen Gewerkschaftsbewegung gewesen sein, umgebracht hat diese sich selbst.

Konklusion

In der nichtrevolutionären Situation Großbritanniens der 1970er Jahre war der Lucas Plan zum Scheitern verurteilt. Das Combine Committee hatte darauf gesetzt, dass sich seine Perspektive der qualitativen Kritik an Zielen und Methoden der Produktion verallgemeinern würde und zumindest angedeutet, dass die letztendliche Verwirklichung ihrer Ziele von einem Bruch mit der Warenform abhängt. Davon wollte aber kaum jemand etwas wissen und so blieb ihr Vorschlag ein utopischer Traum, der an den unerbittlichen Gesetzen des Marktes zerplatzte.

Stellen wir uns jedoch für einen Moment vor, die Initiative der Lucas-Arbeiter wäre auf eine gesellschaftliche Situation getroffen, in der das Funktionieren der kapitalistischen Maschinerie ausgesetzt gewesen wäre – wie etwa im eingangs erwähnten französischen Mai 1968. Wenn die meisten Fabriken besetzt sind und die Produzenten den Anweisungen ihres jeweiligen Managements wenigstens kurzzeitig nicht Folge leisten, könnte eine entschlossene Gruppe von Arbeitern unmittelbar mit der Herstellung von als sinnvoll erachteten Produkten beginnen, sofern sie deren Baupläne schon in der Tasche hat. Es dürfte dann möglich sein, mit den Arbeitern von Zuliefererfirmen Kontakt aufzunehmen und sie um die Bereitstellung benötigter Rohstoffe oder Bauteile zu bitten. Schließlich wären diese gerade ebenfalls im Streik und hätten nichts Besseres zu tun. Auch würden sich sicher ohne weiteres Leute finden, die die Verteilung der hergestellten Güter übernehmen und sie denen zukommen lassen, die Bedarf an ihnen haben.

Wie bereits erwähnt, krankte der Mai ’68 daran, dass zwar der normale kapitalistische Betrieb gestoppt wurde, es aber an Mut und Ideen fehlte, die Produktion unter eigener Führung wieder aufzunehmen. Hätte damals in Frankreich eine Arbeitervereinigung wie das Lucas Combine existiert, wäre ihr eine Avantgarderolle zugefallen. Sie hätte mit gutem Beispiel vorangehen und mit der Verwirklichung ihres Alternativplans beginnen können und damit andere Betriebe zur Nachahmung aufgefordert. So wäre eventuell eine gesellschaftliche Dynamik entstanden, welche die Mai-Bewegung über ihren toten Punkt hinausgetrieben hätte… Aber lassen wir das.

In der wirklichen Geschichte fehlte es den Briten ebenso an der Neigung zur generalisierten Fete wie es den Franzosen an Ideen für eine vernünftige Produktion mangelte. So blieben die notwendigen Ingredenzien der Revolution – von denen noch einige weitere zu nennen wären – zeitlich und räumlich getrennt und konnten ihre Wirkung nicht entfalten. Der nächste Anlauf wird sie vereinigen, andernfalls ist er zum Scheitern verurteilt.

JOSEF SWOBODA

Aus dem Briefwechsel der Subversiven Aktion

Ausgewählt vom Verein zur Förderung sozialistischer Korrespondenz

Brief von Dieter Kunzelmann an HP Zimmer, München, 5.11.1963; gleichlautender Brief an Frank Böckelmann u.a.

Lieber Hans Peter!

Aus dem Bewußtsein heraus, alle verstreuten Kräfte in einer neuen revolutionären Bewegung formieren zu wollen, erlaube ich mir, Dich zu einem ersten informativen Gespräch am Sonntag, den 10. November 1963, 20 Uhr, in meinen Keller einzuladen.

Um einer endlos-unproduktiven Diskussion aus dem Wege zu gehen, wird bei allen Erscheinenden der Standort vorausgesetzt: der Worte sind genug gewechselt oder was not tut, ist einzig die Aktion oder wir müssen eine Welle von Mikrorebellionen starten. Dieser Ausgangspunkt soll die gemeinsame Basis sein und von dieser selbstgewählten Verpflichtung ausgehend sind Kritik und produktive Ideen erwünscht. Ansonsten ist noch nichts festgelegt und jeder, der sich an der neuen Bewegung engagiert, kann den Kurs mit seinen Intentionen bestimmen.

Mit freundlichem Gruß, Dieter Kunzelmann



Kunzelmann an Frank Böckelmann, 4.1.1964

Servus Böckelmann!

Vielen Dank für Deinen Brief aus Stuttgart. Ich freue mich schon darauf, mit Dir einmal nach Stuttgart fahren zu können, um all die Typen zu testen. Hier in Berlin hat sich effektiv einiges getan, und ich habe manchmal mit Wehmut daran gedacht, daß Du meine bedeutenden Sätze nicht hören konntest. In der Neujahrszeit starteten wir folgende Aktion: An den Zaun des Springerpressezentrums direkt an der Mauer wollten wir folgende Sätze schreiben (wir waren zu viert):

Ulbrichts KZ, Springers BZ
Beide dienen dem gleichen Zweck
Ulbricht baute nur die Mauer
BZ und Bild enthirnen alle auf die Dauer
Hier entsteht das größte Verdummungszentrum Europas
Bild fordert: mehr Mauertote (d.h. eine größere Auflage)
Für's neue Jahr: Offensichtliche Freundschaft
zwischen den Erbauern der Mauer und denen
die daran verdienen

Jeder von uns hatte gerade ein bis zwei Wörter an die Bretterwand in leuchtenden Lettern geschrieben, als schon Polizei kam und wir gerade noch das Weite suchen konnten. Später fiel mir auf, daß es doch ein leichtes für die ungefähr 100 Polizisten dort in der Gegend gewesen wäre, uns einzufangen, und kam zu der Konklusion, daß die Polizei gar nicht daran interessiert war, uns zu erwischen, da ja dann immer noch ein Skandal daraus hätte werden können, und wer in Berlin ist an so etwas interessiert? Wenn die Aktion geklappt hätte, wäre es bis jetzt unsere erfolgreichste gewesen, denn wir hatten schon vorher die ganze Antispringerpresse mobilisiert, und von „pardon" war Dieter Lübeck an Ort und Stelle, um alles sofort zu photographieren.

Trotz dieses Scheiterns bin ich äußerst befriedigt von meinem Berlinbesuch. Wir haben unheimlich viel diskutiert und die Mikrozelle der Aktion S Berlin zusammengeschweißt. Die vier Leute in Berlin (Gasché, Pusch, Karp und Blösser) haben fast alle eine unheimliche Energie. Auf dem 1. Konzil der Aktion S wirst Du ja einige kennenlernen (im März). Hier in Berlin wurde mir zum erstenmal bewußt, daß wir in ein paar Jahren einige hundert Leute zählen könnten. Wir provozieren Monsterprozesse, durch die wir unsere ganzen Ideen publik werden lassen. Wir stürmen z.B. ein Kaufhaus, nehmen alle Güter und verteilen sie auf der Straße; der folgende Prozeß

müßte so frech-geschickt geführt werden, daß die Lüge der freien Wirtschaft selbst dem letzten Trottel bewußt wird. Oder wir inszenieren mitten auf dem Stachus eine Vögel-Szene (Du und Marion), und im Prozeß treten wir dann auf: „Warum nicht?" In dem Moment, wo wir viele Leute zählen, können wir auf ein paar immer verzichten, die dann im Gefängnis die Bücher lesen müssen, die sie bis jetzt zu faul waren zu lesen.

Dienstag oder Mittwoch trampe ich nach Fürth und werde Anfang nächster Woche (13. oder 14.1.) wieder nach München zurückkehren. Falls nicht noch etwas dazwischenkommt (ich würde dann vorher noch schreiben), treffen wir uns am Mittwoch den 15. Januar bei mir. Bis dahin grüße ich Dich recht herzlich und muß sentimental bekennen, daß ich dich gerne hier in Berlin bei manchen Diskussionen dabeigesehen hätte.

Dieter (f. Schwaben: Kunzelmann)

Frank Böckelmann an Steffen Schulze vom 18.8.1964

Lieber Steffen!

In unserer Theorie sind wichtige Veränderungen vor sich gegangen. Weitere kündigen sich an. In Berlin haben wir mit Dutschke und Rabehl, die beide vor zwei Jahren aus der DDR kamen, zwei neue aktive und sehr vitale Mitarbeiter gewonnen, die nun zusammen mit Gasché und Nagel quasi die „Berliner Schule" darstellen, d.h. etwas im Gegensatz zu uns das Ökonomische und auch das Politische betonen, während wir hier in München die psychische Basis der Leistungsgesellschaft nicht in Vergessenheit geraten lassen wollen. Bezeichnend ist der Ausspruch von Gasché: „Die Psychoanalyse ist der Mythos des 20. Jahrhunderts", den er aber inzwischen der Form nach zurückgenommen hat. Das wichtige Protokoll von Berlin lege ich Dir entweder bei, wenn noch ein Exemplar vorhanden ist, oder tippe es Dir ab.

Übrigens hat Adorno wegen der „Suchanzeigen", die Du ja schon kennst, Anzeige erstattet. Auf zum ersten Kampf gegen unseren Herrn und Meister, der uns so gegenübersteht wie Luther den „aufrührerischen und mörderischen Horden der Pauern", die auch naiverweise glaubten, den Großen bei Wort nehmen zu dürfen!

In großer Hoffnung, dass Du Dich wenigstens einigermaßen am Leben fühlst,
grüßt Dich herzlich Dein alter
Frank

Brief von Günter Maschke an Frank Böckelmann vom 8.9.1964

Lieber Frank,

Wie du weißt, sind wir seit gestern mittag wieder entlassen. Nach 32 Stunden Polizeihaft – was wir auch noch ankreiden müssten – und dem sehr komfortablen Stammheim. Zuerst mußte ich – anscheinend Hauptmatador für die Kripo – vier Verhöre – wenn man das Sondierungsgespräch nach dem Ertapptwerden und einen längeren Exkurs mit dem Kriminalkommissar Schelling in meiner Zelle mitrechnet – über mich ergehen lassen. Zuletzt wurde ich ca. 3 Stunden von 5 Mann verhört, man sprach von Geheimbündelei, Umsturzplänen etc. Ich habe dann so in etwa das theoretische Programm erläutert, immer nur das ausgesagt, was die Herren wussten oder was für sie keinen Wert hatte. Namen, Drucker etc. naturellement verweigert. Das Unglück wollte, dass ich Deinen Einsatzzettel in der Tasche hatte, was ich erst bei der Polizei merkte. Man suchte eure Akten heraus und las mir dann eure Adressen etc. vor. Kommentar: ‚Auch dahinter steckt immer ein Kunzelmann'. Natürlich habe ich ein Beteiligtsein Kunzelmanns geleugnet. Man wusste, wo wir Gruppen haben, und ein Staatsanwalt hier hat auch Interesse, den ganzen Verbindungen München-Tübingen-Berlin-Nürnberg etc. nachzugehen und die einzelnen Gruppen auszuheben. Bitte, geht alle auf Tauchstation.

Frank Böckelmann an Heribert Nagel, 28.2.1965

Was hier in München vor sich geht, ist ein hektischer Betrieb von Besuchen, Gegenbesuchen, Kontaktaufnahmen, genüsslichem Bestätigen und genüsslichen Berichten von Frontstellungen im SDS und anderen Gruppen. Der SDS ist glücklich mit unseren und Gramkes Leuten unterwandert; zusammen mit den guten älteren SDS-Mitgliedern haben wir die Mehrheit, die Mitgliederzahl ist auf 74 angewachsen. Im Vorstand (drei Gleichberechtigte) ist mit Kasimir Esser ein neuer Mitarbeiter der Subversiven Aktion usw. Zusammen mit SDS und IdK demonstrierten wir vorm amerikanischen Generalkonsulat, warfen am gleichen Tag Flugblätter in die Geschwister-Scholl-Feier. Maßnahmen gegen bürgerliche und kommunistische SDSler werden vorbereitet, Kunzelmann hält mit Gramke Gewerkschaftskurse ab usw. Aber es bleibt bei diesen rein äußerlichen Reproduktionen und Demonstrationen. Wohl wird mir dabei erst, wenn wir ein wirkliches Konzept haben und nicht nur ins Blaue hinein handeln.

Dieter Kunzelmann an die Berliner Gruppe, 9.3.1965

Den theoretischen Auseinandersetzungen in Berlin habe ich aufgrund der praktischen Erfahrungen der letzten Wochen hier in München folgendes „beizusteuern“: Unsere subjektive Tätigkeit findet nicht ihre Grenzen innerhalb der objektiven Möglichkeiten, denn diese schreien nach unserer revolutionären Kraft. Die Bewegung, die allgemein heute vor sich geht, beweist mir, dass trotz der Analyse der Frankfurter Schule der Zeitpunkt naht, wo kollektives Unbehagen virulent gemacht werden muss in Richtung auf emanzipierte Gesellschaft. Die Beachtung politischer Phänomene beweist mir, dass der Gegner sich auf Kampf einzustellen gezwungen wurde. Die Anzeichen von Veränderung mehren sich. Hätte mir jemand vor einem Jahr gesagt, in München gibt es zwanzig Revolutionäre, ich hätte hämisch gegrinst. Heute existieren sie und es werden von Tag zu Tag mehr. Sicher – es geht langsam unsere Individualität vor die Hunde (in der letzten Woche waren jeden Tag fünf bis sechs Leute bei mir), aber wenn jeder von uns bereit ist, seine ganze Person für die Sache einzusetzen, ohne Rücksicht auf bürgerliche Rudimente wie Rückversicherung, intellektuelle Resignation etc., besteht die Chance, Revolution in hochindustrialisierter Gesellschaft noch mitgestalten zu können. Die Unmöglichkeit, Gesellschaft zu verändern, verwechselten wir zu oft mit unserer eigenen Unfähigkeit, den Damm der Isolation zu durchbrechen. Die Intensivierung aller möglichen Kontakte ohne Reduzierung unserer revolutionären Gewalt ist die Vorbedingung, das Besondere allgemein werden zu lassen. Das Aufzeigen der Stagnation dieser Gesellschaft ist auch das Produkt der eigenen Stagnation. Nur an unseren noch mangelnden Kräften liegt es und nicht an der allgemeinen Stagnation, daß wir noch keine Kader in Betrieben aufgebaut haben. Haben wir diese, ist die Gartenpforte zur Revolution durchbrochen und der geringste Anlaß (wie jetzt hier in München die Tariferhöhung der Straßenbahn am 1. April, die uns wahnsinniges Kopfzerbrechen bereitet, da unsere Aktionen – Flugblätter vor Fabriken, Plakate, Besetzen von Strassenbahnen etc. – ein Experiment sein sollen über die Möglichkeit der Dynamisierung von Massen heute) kann zum Fanal des Umsturzes werden. Ich wehre mich entschieden gegen die Apologisierung der Frankfurter Schule (wie sie z.B. Karlheinz in seinem Brief betreibt), wenn sie zur Rechtfertigung unserer eigenen Impotenz führt. Wir müssen es uns abgewöhnen, uns als Kenner dieser Gesellschaft aufzuspielen, denn was wir kennen, ist die Theorie von Leuten, die genauso wie wir keine Ahnung von wirklicher Praxis haben. Es könnte sein, dass ich zu verblöden beginne, aber ich wage den Satz: röchelt der Kapitalismus, beginnt auch Verinnerlichung und Entfremdung aufzublicken nach dem, was unserer Kräfte harrt.

Antwort von Bernd Rabehl auf den Brief Kunzelmanns

Resignation ist ohne Zweifel Verrat am sozialistischen Gedanken. Sie ist der bequeme Weg des neurotischen Nonkonformisten, der sein Unvermögen, die Idee der Emanzipation des Menschen mitteilen zu können, als die Dummheit oder den abgrundtiefen reaktionären Charakter seines Zuhörers interpretiert, jener projiziert nur seinen revolutionären Tatendrang auf die Vergangenheit, dem Romantiker gleich, um die Gegenwart doch noch erträglich zu machen; er wird ein Narr, der das Gewordene verflucht, weil er die Farbe des Gewesenen auf sein Antlitz schmiert, um sich am eigenen Mitleid zu laben, denn damals war alles, heute nichts möglich. In jeder Resignation fließt die Verachtung gegenüber den anderen ein. Die Not wird zur Bürde des Ekels, weil der andere sie nicht zu verspüren scheint. Resignation ist also das Ergebnis des echolosen, individuellen Aufruhrs; die Rebellion, die an den gesellschaftlichen „Tatsachen“ scheitert, entpuppt sich als Blasphemie, die Isolation des Konsumenten wiederholt sich an seinem „Befreier“.

Das Hoffen auf ein „kollektives Unbehagen“ (Kunzelmannbrief vom 9.3.), vielleicht ausgelöst durch den grossen „Kladderadatsch“, das Spekulieren auf ein Proletariat, das als Riese im Dornenbusch noch schlummert und „nur“ von den Schalmeienklängen des verzückten Aufklärers geweckt zu werden braucht, ist eine sehr gefährliche Illusion. Gewiß, am Proletariat, das in erster Linie eine wertschaffende, ökonomische Kategorie darstellt, offenbarte sich in vergangenen Zeiten der gesellschaftliche Antagonismus, hier schlug dieser Widerspruch der gesellschaftlichen Arbeit und der privaten Aneignung, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in Klassenbewusstsein, d.h. in politische Aktion um. In der Polit-Ökonomie erlangte die philosophische Kritik ihre praktischen Waffen. In der Gegenwart, im Zeitalter des organisierten Kapitalismus, der geplanten Manipulation von Produktion und Konsumtion, verschleiert sich die direkte Herrschaft, sie erlangt ihre Bedeutung durch die technokratische Anweisung der Automaten ... usw. Am Schnittpunkt des ehemaligen Klassenkampfes ist die Herrschaft entpersonalisiert und dem Mechanismus einer perfekten Konsumanpassung gewichen. Das Proletariat ist unter Umständen heute der Träger einer engmaschigen Entfremdung, eine Garantie der westlichen Kultur geworden, eine Ontologisierung seiner revolutionären Funktion kann in diesem Zusammenhang wenig helfen, der Anstoß zur Befreiung kommt vielleicht aus ganz anderen Gesellschaftskreisen...

Gewiss – „der Gegner bläst zum Angriff“ (s. Kunzelmannbrief), er boxt gegen einen Spuk, gegen eine Fata Morgana, die er sich emsig konstruieren muß, damit der aufgespeicherte Haß, erzeugt durch die bedingungslose Anpassung, einen Popanz hat. Die Ideologie der Notstandsgesetzgebung hat ein würdiges Alter, sie schwebt vollkommen über den Phänomenen der Konsumgesellschaft – wo freu-

dige Übereinstimmung sich breitmacht im Volke, da wittert sie Widerstand, wo man sich unterwürfig an die Slogans der Reklame schmiegt, Kommunismus. Diese Ideologie belebt unsere schier „aussichtslose“ Situation ungemein. In unseren Reihen marschiert der entrüstete Abstrakt-Humanist und der tatdrängende Gefühls-Sozialist, beide schöpfen ihre Parolen aus den goldenen zwanziger Jahren, auf der Gegenseite postiert sich ein Klassenfeind, der aus dem gleichen Zeitraum die Maßstäbe seines Handelns kramt. Am Straßenrand aber gafft die Riesenmasse der Zuschauer, die von alledem nichts begreift – aber in ihrem andressierten Freund-Feind-Denken eher zur Fahne der Herrschaft strömt. (...) Hier liegt unsere Chance - denn engagiert im irrationalen Haß gegen ein Feindsymbol im Weltmaßstab, füllt sich die Politik selbst mit Explosionskraft, die in einem bestimmten Moment jede unterschwellige ökonomische Konformität zerreißt und den alten Klassenkonflikt aufbrechen lässt. Was bedeutet es also, wenn wir sagen: der Sozialist der Gegenwart muß illusionslos sein. Wir dürfen uns keinen Träumen hingeben, „die Anzeichen von Veränderung mehren sich“ (s. Kunzelmannbrief), dass irgendwelche Aktionen Auslöser einer Lawine sein könnten; wir müssen mit der totalen Entfremdung des Arbeiters rechnen, zumindest doch in Erwägung ziehen, mit seinem Desinteresse, das alle Appelle an sein Klassenbewußtsein (das aus ganz bestimmten Gründen nicht da sein kann) abprallen lässt. Es ist kein Zufall, daß es in der Bundesrepublik keine sozialistische Bewegung gibt, daß weder der Sozialistische Bund Massenbasis fand, noch eine Arbeiterposition innerhalb der SPD existiert. Wir Sozialisten haben eine Durststrecke, ein Erbe der Vergangenheit zu überwinden, wir müssen uns damit abfinden; Europa liegt augenblicklich am Rande der Weltgeschichte, es ist einfach ein Rausch, dem Du unterliegst, wenn Du schreibst: „Nur an unseren noch mangelnden Kräften liegt es und nicht an der allgemeinen Stagnation, dass wir noch keine Kader in den Betrieben aufgebaut haben.“ Die historische Situation erfordert unter Umständen von uns, Sektierer zu bleiben, damit die Idee des Sozialismus und vor allem die Möglichkeit seiner Vollführung der Realität dem technischen Fortschritt adäquat bleibt, ja diese als reale Utopie überholen kann.

Dieses progressive Warten ist dann selbst ein Ausdruck der konkreten Bedingungsanalyse einer konkreten Situation, es wird sofort abgebrochen, wenn sich die soziale Kräftekonstellation geändert hat. Das lauernde Ausharren verlangt von uns selbstverständlich Aktionen - aber Aktionen, die eher nach innen ihre Wirkung vollziehen, denn nach außen. Die Demonstrationen in Berlin sind getragen durch einen naiven Glauben an den Rechtsstaat und an die „Öffentlichkeit“ (die Sucht in die Zeitung zu kommen ist beinahe eine Krankheit der Linken geworden). Diese Romantik ist von uns ad absurdum zu führen; wir müssen den legalen Rahmen sprengen, wir müssen die sich selbst aufputschende Herrschaft provozieren, damit deren Gegenmaßnahmen endgültig den Schein der Demokratie zerreißen; nur so wird die innere Kohäsion der Demonstranten aufgebaut und

ein sozialistisches Bewußtsein geschaffen. Wir agieren also eher in der Demonstration als für die Außenstehenden, für die Gaffer. Wir brauchen in Berlin keine rund 500 humanistischen Schwärmer, die sich den Luxus leisten können zu protestieren; wir benötigen 500 Humanisten der Tat! Sicherlich laufen wir in Gefahr, Märtyrer zu werden, aber auf andere Art bildet sich schwerlich eine Avantgarde, die der Angelpunkt der Opposition wird, denn im Angesicht des Todes wird selbst der satte Bürger zum Rebellen. Erst dann kann man überhaupt an ein „Fanal des Umsturzes" (s. K.-Brief) denken. Unser Sektierertum muß in aktiver Erregung bleiben.

Lieber Dieter, die „Gartenpforte der Revolution" wird leider noch eine Weile geschlossen bleiben müssen, selbst in den zwanziger Jahren konnte man eine Tariferhöhung bei der Straßenbahn nicht für einen Putsch benutzen. Unsere Kritik zur Frankfurter Schule sollte sich auch auf die sozialistische Bildungsgemeinschaft erstrecken; ein dürrer Sandboden wird, selbst wenn man ihn mit trunkenen Augen streichelt, über Nacht nicht zu einem fruchtbaren Acker; man sollte einen seichten Furz nicht für das „Röcheln des Kapitalismus" halten (s. Kunzelmannbrief). [*Mit Kuli geschriebener Nachsatz:*] In München stehen harte Diskussionen bevor. (Ein Glück, dass in München noch der Böckelmann lebt.) Lassen wir noch einige Emotionen für den Klassenkampf.

Nachbemerkungen Rudi Dutschkes zum Brief Rabehls an Kunzelmann

Nur einige Anmerkungen zum Bernd-Brief; war noch gestern bei ihm, um den besagten Brief zu lesen, hatte leider keinen Durchschlag angefertigt! Bernd bedauert lebhaft den mit Kuli geschriebenen Nachsatz. Du solltest diesen bei Deiner Replik auf keinen Fall berücksichtigen.

Die wirkliche theoretische Auseinandersetzung findet in München bei der Tagung statt, die Vorgeplänkel sind nicht überzubewerten. Bei den Vorarbeiten für die Berliner Plattform bin ich auf Arbeiten über Sorel in der „Kommunistischen Internationale" ab zwanziger Jahre gestossen, hochinteressante Ausführungen über die Frage des Ergreifens der Theorie durch die Massen; nie vollständig und oft überhaupt nicht (Pariser Kommune) wurde von den Massen die Theorie rezipiert. Die Ohnmacht der Theorie in der Geschichte muß natürlich von uns und kann von uns durch das Aufweisen vieler Vermittlungen begrifflich flüssig gemacht werden. Die Theorie, die für uns mit Recht von entscheidender Bedeutung ist, muß sie doch die über die Gegenwart hinausweisenden Tendenzen ausmachen, wird, soll sie von den Massen in revolutionären Momenten ergriffen werden, simplifiziert und negiert werden. Bei Marx findet sich die Stelle: Das Aufhören von Reflexion im Augenblick der Revolution ist die größte Gefahr für die Sache der Emanzipation. Nun bin ich der letzte, der um der „Reinheit der

Theorie“ willen auf Revolution verzichtet; wir müssen uns aber höchstwahrscheinlich zu einer mehrschichtigen Arbeitsweise durchringen – das „Wie“ ist mir noch nicht klar. Meine Sätze sind eigentlich nicht aktuell, wären sie es doch erst im Zeitraum der „Aktualität der Revolution“, der für Mitteleuropa noch nicht durch Theorie ausgewiesen werden kann, wenn wir von der Hoffnung (die Theorie steht noch nicht) des Überspringens des revolutionären Funkens aus den „Sturmzentren“ einmal absehen. Dieter, Dein meiner Meinung nach wirklich zu voluntaristischer Brief vom 9.3. – mein letzter Brief war doch wahrhaftig nicht pessimistisch und nicht à la Frankfurt - ist für die Vorbereitung der Tagung sehr günstig. Die Individualisten bangen um ihre „Besonderheit“, die Anarchisten wittern Morgenluft, die „Frankfurter“ werden mit Spaltung drohen – die „Marxisten-Leninisten“ vom Schlage Rudis hoffen und erwarten „gute Ernte“ und ein praktikables Programm von der Tagung!

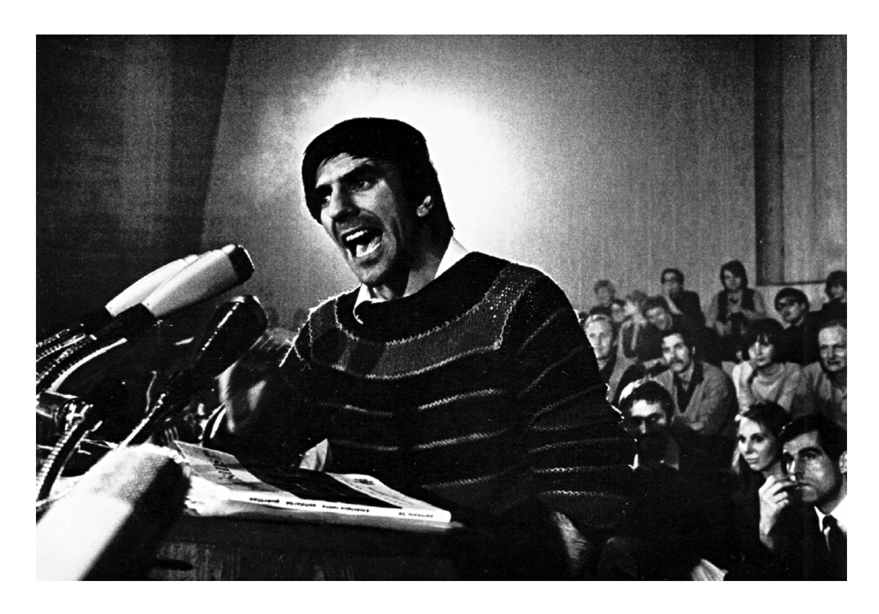
Frank Böckelmann an Christopher Baldney, 14.6.1965

Seit November 1964, als wir Dich zum letzten Mal sahen, hat sich in München und auch in Berlin ein politischer Aktivismus (Kontaktaufnahmen, dauernde Besuche, Gegenbesuche und Grundsatzdiskussionen, gemeinsames Taktieren mit zeitweilig Verbündeten, Verfassen von Plakaten und Flugblättern, Störaktionen, Organisation von politischen Demonstrationen) entfaltet, der die Eigenständigkeit und die (auch vom linken Standpunkt) originellen und unausgearbeiteten Ansätze der Subversiven Aktion auslöschte und vor allem jede theoretische Besinnung und Selbstkritik unmöglich machte, so daß uns alle – außer Kunzelmann – nach einiger Zeit das makabre Gefühl beschlich, gar nicht mehr zu wissen, warum und wozu man eigentlich agierte. In München wurden starke Kontakte zur Gruppe um Rolf Gramke (das sind die Leute von „Schwarz auf Weiß“) geknüpft – und besonders von Kunzelmann täglich vertieft – und die neuen Vokabeln, die wir schlucken und lernen sollten, hießen: Arbeiterpraxis, Gewerkschaftskurse am Wochenende zur Bewußtseinsbildung von Arbeitern, Kaderbildung im Betrieb, Räteprinzip, Rhetorik-Schulung, Vorwegnahme von Formen proletarischer Demokratie in der kapitalistischen Produktionsbasis, „Multiplikatoren“ von Klassenkampfideologie (also so ähnlich wie: ... und Jesus sandte seine Jünger aus in alle Weltteile, auf daß alle vom Geiste des Herrn sollten genähret werden ...). Der zweite Tummelplatz für Taktierer und Praktiker war der Sozialistische Deutsche Studentenbund, in den die Mehrzahl von uns eintrat. In Zusammenarbeit mit den progressiven SDS-Leuten und den Genossen von „Schwarz auf Weiss“ wurde die innere Diskussion enorm angeheizt, die Mitgliederzahl der Münchner SDS-Gruppe vervierfacht (heute sind es 100), die politischen Aktionen (Tschombé-Besuch, Südvietnam, Santo

Domingo) radikalisiert und neue Grundsatzprogramme erarbeitet, die den SDS von allen sozialdemokratischen oder kommunistischen Überresten (Friedensfrontpolitik, Zusammenarbeit mit Gewerkschaft, Ostermarsch usw.) befreien sollten, eine Art von „Neuer Linken" schaffen sollten. Zwei Aktionen gegen den Kongo-Ministerpräsidenten Tschombé in München und Berlin, die vor allem von uns angeschürt wurden, fanden grosses Echo in Presse und Rundfunk (bis Radio Peking); in Berlin gelang es, zusammen mit dem SDS 700 Leute auf die Beine zu bringen. Kurz vor Weihnachten folgte noch eine Flugblatt-Aktion zum Weihnachtskonsum, die aber vollkommen unterging. In diesem Jahr haben wir uns an verschiedenen Südvietnam-Aktionen beteiligt, die letzten beiden, von denen die Münchner Zeitungen groß berichteten, fielen aber schon in die Zeit nach dem Konzil und wir nahmen nicht mehr daran teil. Im Februar warfen wir bei der Geschwister-Scholl-Feier im Lichthof der Universität Flugblätter ab - ein sehr schöner optischer Eindruck, und die Sympathie der meisten gehörte uns. Die groß vorbereitete Anti-Gewerkschafts-Aktion am 1. Mai (Transparente von Marx, Bebel und Rosa Luxemburg mit Sprüchen) war die erste, bei der wir uns, den neuen Beschlüssen folgend, zurückzogen. Es wurde dafür eigens eine „Aktion der Rätesozialisten" ins Leben gerufen, die man mit der Position Gramkes – und wohl auch Kunzelmanns – gleichsetzen kann.

Rudi Dutschke an das Münchner Konzil der Subversiven Aktion

Was zum Teufel bleibt uns nun endlich noch zu tun? Etwas Geduld ist noch nötig, der Boden ist noch nicht völlig sondiert, die Real-Konkretwerdung darf nicht vorschnell geschehen. „Außerhalb oder innerhalb dieses Pluralismus und dieser Demokratie (der sich bildenden „eindimensionalen" Gesellschaft, R.D.) leben ganze Schichten, die nicht eingeordnet sind und vielleicht auch nicht eingeordnet werden können, nämlich rassische und nationale Minderheiten, dauernd Arbeitslose und Arme. Sie stellen die lebendige Negation des Systems dar, aber sie bilden eine Minderheit, die das Funktionieren des Ganzen bis jetzt nicht ernsthaft in Frage stellt ... Es gibt zentrifugale Kräfte ... Sie erscheinen in der Aktivierung bisher ungeschichtlicher und unpolitischer Minoritäten innerhalb und Majoritäten außerhalb der Gesellschaft im Überfluss. Sie erscheinen in der Verbreitung der Erkenntnis dessen, was geschieht und was Menschen angetan wird. Gewiß, es gibt nichts, das die Massen ergreift, es gibt keine Bewegung, es gibt keine Partei, die diese Tendenzen aktiviert. Aber es ist etwas da, und es bedarf der Hilfe, und die Erkenntnis ist ein Element der Hilfe." Die Wiedergabe dieses ausführlichen Zitates aus einem relativ unbekannten Text von Marcuse erscheint mir durch den gebotenen Inhalt voll legitimiert. Ohne hier jetzt die einzelnen Punkte zu konkretisieren und sie auf ihren revolutio-



nären Stellenwert abzufragen (Negerprobleme in den USA, Juden bei uns, usw.) wende ich mich nun der jetzt möglich gewordenen Konkretwerdung unserer richtigen, ich unterstelle die bisherige Stringenz des Diskussionsbeitrages, revolutionären Praxis (sinnvoll, weil auf lange Sicht abgestellt und aus den Tendenzen des materiellen Produktionsprozesses entwickelt) zu. Hier wird es nun ernst für die Revolutionäre, die sich innerhalb unserer winzigen, gesellschaftlich noch für eine ziemliche Zeit völlig irrelevanten, weil weitgehendst außerhalb der Gesellschaft stehenden, mit Recht außerhalb stehend (was wir hoffentlich in den nächsten zwei bis fünf Jahren durchhalten werden), Minorität als solche verstehen und sich als solche somit auszuweisen haben. Die totale Mobilisierung der „Gesellschaft im Überfluß“ gegen die immer möglicher werdende totale Befreiung des Individuums von Ökonomie, von Politik, von Öffentlichkeit usw. kann von uns nur durch vollen Einsatz der Persönlichkeit für die Emanzipation (Mündigmachung) der Menschheit beantwortet werden. Ich will nun nicht länger große Worte gebrauchen, will vielmehr meine direkten Vorschläge über die nächsten Schritte, d.h. meine Vorstellungen über die Praxis unserer Gruppe für unsere aktuelle und wirkende Gegenwart darlegen, denn nur die „Feigen reden sich aus allem heraus, die Lügner bleiben allgemein. Dabei sind sie wortreich, verstecken sich in weitem oder spinösen Gewändern und suchen immer woanders zu sein als dort, wo man sie ertappt. Aber das Wahre kann nicht bestimmt genug werden, auch dann und gerade dann, wenn die Sache vor den Blick noch dämmert.“

Ich beginne mit der negativen Bestimmung, einer Zusammenfassung des Manuskriptes in Thesenform:

1) Die Konstituierung der lohnabhängigen Arbeiterschaft aus der „Klasse an sich“ in die „Klasse für sich“ ist unmöglich (Begründung im Text).

2) Auch der Versuch, einzelne Fabrikarbeiter zu agitieren (die ja in der Fabrik und besonders dann, wenn sie sich etwas von der herrschenden Ideologie gelöst haben, bleiben, also nicht von der repressiven Arbeit „losgeeist“ werden sollen), ist für uns bei unseren sehr geringen Kräften in der Gegenwart nicht zu „verkraften“, nicht zu verantworten vor der Größe der historischen Herausforderung und Aufgabe. (Die Schulung von Fabrikarbeitern sollte anderen Gruppen, die mit uns in mancher Beziehung zusammenarbeiten und hoffentlich nach einer Klärung der theoretischen Unterschiede noch mehr zusammenarbeiten werden, überlassen werden.)

3) Die Gewerkschaftsarbeit darf nicht zu ernst genommen werden, darf unsere Zeit nicht stark beanspruchen, kann allerdings Quelle unseres Lebensunterhalts, wenn nötig, sein.

4) Wir haben uns keinerlei Illusionen über den Charakter des SDS hinzugeben; er ist ein Gelegenheitsprodukt der revolutionären Ebbe der Nachkriegszeit.

Bis vor wenigen Tagen dachte ich noch über den SDS wie K. Liebknecht über die USPD dachte: „Wir haben der USP angehört, um sie voranzutreiben, um sie in der Reichweite unserer Peitsche zu haben, um die besten Elemente aus ihr herauszuholen.“ Diese Meinung halte ich aufrecht, füge aber die wichtige Ergänzung hinzu: durch den SDS für uns, wobei wir für die revolutionäre Bewegung stehen, die Möglichkeit der Anknüpfung internationaler Beziehungen zu erhalten. (Dieser Gedanke ist nicht nur das Resultat der Reise Böckelmanns nach Jena, meiner bevorstehenden Reise nach Moskau, sondern die Reise ist die Folge einer Hinsicht für unsere Praxis. Ich verweise hier auf Algier; wir sollten innerhalb des SDS durch vier bis fünf Leute vertreten sein. Bei Bernd und bei mir wird es sicherlich klappen. Fichter hat viel Respekt vor uns, wird es kaum wagen, uns durch Schauer, der allein bestimmt, die offizielle Reise, und gerade die ist entscheidend, zu verweigern. Frank und Dieter werden es schwerer haben, sollten es auf jeden Fall versuchen, sonst vielleicht zwei andere unserer Gruppe innerhalb des SDS nach Algier fahren lassen.)

5) Die enge praktische Zusammenarbeit mit den vielen „linken“, aber nicht revolutionären (sie müssten sonst eine eigene in die Zukunft weisende Theorie bzw. ein kritisches Bewußtsein von der Notwendigkeit einer solchen Theorie haben) deutschen Gruppen, in den bundesrepublikanischen Städten, in denen wir Mikrozellen haben, ist nicht völlig einzustellen, aber wesentlich zu reduzieren.

6) Die Möglichkeit, die sich durch größere Demonstrationen ergibt, ist unter allen Umständen auszunutzen. Genehmigte Demonstrationen müssen in die Illegalität überführt werden. Die Konfrontation mit der Staatsgewalt ist zu suchen

und unbedingt erforderlich. Die Bedingungen dafür müssen günstig sein (verhaßtes Staatsoberhaupt usw.). Künstliche Radikalisierung, d.h. aus nichtigen Anlässen (in Berlin die letzte SDS-Südafrika-Demonstration) unbedingt etwas machen zu wollen, ist unter allen Umständen abzulehnen. Die Radikalisierung bei größeren Demonstrationen, die günstige Vorbedingungen liefern, ist kurzfristig, aber intensiv durch (bewußtseinsmäßig gestaffelte) verschiedene Flugblätter vorzubereiten, soll doch einigen an der Demonstration teilnehmenden potentiellen Mitarbeitern der „Sprung" zu uns möglich gemacht werden. Marx sagt dazu: „Weit davon entfernt, den sogenannten Exzessen, den Exemplaren der Volksrechte an verhaßten Individuen oder öffentlichen Gebäuden, an die sich nur gehässige Erinnerungen knüpfen, entgegenzutreten, muß man diese Exempel nicht nur dulden, sondern ihre Leitung selbst in die Hand nehmen."

Wir müssen in der nächsten Zeit (die Termine soll die Tagung festlegen) uns mit voller Kraft auf die Schaffung von Mikrozellen in Hamburg, Bremen, Köln, Nürnberg und vielleicht einigen anderen Städten konzentrieren. Die regelmäßige und verbesserte Fertigstellung von „Anschlag" steht hier an erster Stelle. Die Lokal- und Provinzpolitik der jetzigen Gruppen in den verschiedenen Städten (besonders Berlin und München - Berlin darf sich nicht durch seine „Insellage" an bundesrepublikanischer Arbeit hindern lassen) hat aufzuhören: Eine Mikrozelle kann mit zwei oder drei Leuten, die theoretisch (in systematisch koordinierter Arbeit mit anderen Zellen usw.) und praktisch (durch aktuelle Aufhänger größeren Stils zustandekommende Aktionen - allein oder mit „linken Rechten" (SDS, „Trotzkisten", „Brandleisten", „FDJ" (illegal) usw. sich betätigen (was noch gleich genauer zu bestimmen sein wird)), fruchtbare Arbeit leisten.

Jede Mikrozelle in Deutschland hat theoretische Arbeit zu leisten, die Themata sind von den Tagungen festzulegen und das Koordinierungszentrum dieser systematischen Studien sollte periodisch von Zelle zu Zelle wechseln. Diesem Prozeß muß, bei Drohung der Niederlage all unserer Anstrengungen, parallel laufen die praktisch-theoretische und koordinierte Zusammenarbeit mit allen revolutionären Gruppen in der Welt. Um mich recht zu verstehen, eine mächtig intensive Scheinpraxis in Form von zu vielen Aktionen und Demonstrationen muß uns notwendigerweise auf Grund der dargelegten materiellen Verhältnisse in die Gesellschaft integrieren oder uns sofort als „Verbrecher" ins Zuchthaus bringen, wo wir zwar theoretisch weiterarbeiten können, der Aufbau der für die Zukunft notwendigen Organisation (wenn wir es nicht durchführen, wird es kein „Schwein" leisten), unmöglich gemacht wird, dies wäre das Ende unseres kleinen, aber in die Zukunft weisenden Ansatzes.

Nachbemerkung: Dieser Text darf in dieser spezifischen Form keinen fremden Leuten in die Hand gegeben werden.

Das Tagebuch

– aliam tenui, sed iam quum gaudia adirem,
Admonuit dominae deseruitque Venus.

Wir hören’s oft und glauben’s wohl am Ende:
Das Menschenherz sei ewig unergründlich,
Und wie man auch sich hin und wider wende,
So sei der Christe wie der Heide sündlich.
Das Beste bleibt, wir geben uns die Hände
Und nehmen’s mit der Lehre nicht empfindlich;
Denn zeigt sich auch ein Dämon, uns versuchend,
So waltet was, gerettet ist die Tugend.

Von meiner Trauten lange Zeit entfernet,
Wie’s öfters geht, nach irdischem Gewinne,
Und was ich auch gewonnen und gelernet,
So hatt’ ich doch nur immer Sie im Sinne;
Und wie zu Nacht der Himmel erst sich sternet,
Erinnrung uns umleuchtet ferner Minne:
So ward im Federzug des Tags Ereignis
Mit süßen Worten ihr ein freundlich Gleichnis.

Ich eilte nun zurück. Zerbrochen sollte
Mein Wagen mich noch eine Nacht verspäten;
Schon dacht ich mich, wie ich zu Hause rollte,
Allein da war Geduld und Werk vonnöten.
Und wie ich auch mit Schmied und Wagner tollte,
Sie hämmerten, verschmähten viel zu reden.
Ein jedes Handwerk hat nun seine Schnurren.
Was blieb mir nun? Zu weilen und zu murren.

So stand ich nun. Der Stern des nächsten Schildes
Berief mich hin, die Wohnung schien erträglich.
Ein Mädchen kam, des seltensten Gebildes,
Das Licht erleuchtend. Mir ward gleich behäglich.

Hausflur und Treppe sah ich als ein Mildes,
Die Zimmerchen erfreuten mich unsäglich.
Den sündigen Menschen der im Freien schwebet –
Die Schönheit spinnt, sie ist’s die ihn umwebet.

Nun setzt ich mich zu meiner Tasch und Briefen
Und meines Tagebuchs Genauigkeiten,
Um so wie sonst, wenn alle Menschen schliefen,
Mir und der Trauten Freude zu bereiten;
Doch weiß ich nicht, die Tintenworte liefen
Nicht so wie sonst in alle Kleinigkeiten:
Das Mädchen kam, des Abendessens Bürde
Verteilte sie gewandt mit Gruß und Würde.

Sie geht und kommt; ich spreche, sie erwidert;
Mit jedem Wort erscheint sie mir geschmückter.
Und wie sie leicht mir nun das Huhn zergliedert,
Bewegend Hand und Arm, geschickt, geschickter –
Was auch das tolle Zeug in uns befiedert –
Genug ich bin verworrner, bin verrückter,
Den Stuhl umwerfend spring ich auf und fasse
Das schöne Kind; sie lispelt: »Lasse, lasse!

Die Muhme drunten lauscht, ein alter Drache,
Sie zählt bedächtig des Geschäfts Minute;
Sie denkt sich unten, was ich oben mache,
Bei jedem Zögern schwenkt sie frisch die Rute.
Doch schließe deine Türe nicht und wache,
So kommt die Mitternacht uns wohl zu Gute.«
Rasch meinem Arm entwindet sie die Glieder,
Und eilet fort und kommt nur dienend wieder;

Doch blickend auch! So daß aus jedem Blicke
Sich himmlisches Versprechen mir entfaltet.
Den stillen Seufzer drängt sie nicht zurücke,
Der ihren Busen herrlicher gestaltet.
Ich sehe, daß am Ohr, um Hals und G’nicke
Der flüchtigen Röte Liebesblüte waltet,
Und da sie nichts zu leisten weiter findet,
Geht sie und zögert, sieht sich um, verschwindet.

Der Mitternacht gehören Haus und Straßen,
Mir ist ein weites Lager aufgebreitet,
Wovon den kleinsten Teil mir anzumaßen
Die Liebe rät, die alles wohl bereitet;
Ich zaudre noch, die Kerzen auszublasen,
Nun hör ich sie, wie leise sie auch gleitet,
Mit gierigem Blick die Hochgestalt umschweif ich,
Sie senkt sich her, die Wohlgestalt ergreif ich.

Sie macht sich los: »Vergönne daß ich rede,
Damit ich dir nicht völlig fremd gehöre.
Der Schein ist wider mich, sonst war ich blöde,
Stets gegen Männer setzt ich mich zur Wehre.
Mich nennt die Stadt, mich nennt die Gegend spröde;
Nun aber weiß ich, wie das Herz sich kehre:
Du bist mein Sieger, laß dich's nicht verdrießen,
Ich sah, ich liebte, schwur dich zu genießen.

Du hast mich rein, und wenn ich's besser wüßte,
So gäb ich's dir; ich tue was ich sage.«
So schließt sie mich an ihre süßen Brüste,
Als ob ihr nur an meiner Brust behage.



Und wie ich Mund und Aug und Stirne küßte,
So war ich doch in wunderbarer Lage:
Denn der so hitzig sonst den Meister spielet,
Weicht schülerhaft zurück und abgekühlet.

Ihr scheint ein süßes Wort, ein Kuß zu g'nügen,
Als wär' es alles was ihr Herz begehrte.
Wie keusch sie mir, mit liebevollem Fügen,
Des süßen Körpers Fülleform gewährte!
Entzückt und froh in allen ihren Zügen
Und ruhig dann, als wenn sie nichts entbehrte.
So ruht' ich auch, gefällig sie beschauend,
Noch auf den Meister hoffend und vertrauend.

Doch als ich länger mein Geschick bedachte,
Von tausend Flüchen mir die Seele kochte,
Mich selbst verwünschend, grinsend mich belachte,
Nichts besser ward, wie ich auch zaudern mochte,
Da lag sie schlafend, schöner als sie wachte;
Die Lichter dämmerten mit langem Dochte.
Der Tages-Arbeit, jugendlicher Mühe
Gesellt sich gern der Schlaf und nie zu frühe.

So lag sie himmlisch an bequemer Stelle,
Als wenn das Lager ihr allein gehörte,
Und an die Wand gedrückt, gequetscht zur Hölle,
Ohnmächtig jener, dem sie nichts verwehrte.
Vom Schlangenbisse fällt zunächst der Quelle
Ein Wandrer so, den schon der Durst verzehrte.
Sie atmet lieblich holdem Traum entgegen;
Er hält den Atem, sie nicht aufzuregen.

Gefaßt bei dem, was ihm noch nie begegnet,
Spricht er zu sich: So mußt du doch erfahren,
Warum der Bräutigam sich kreuzt und segnet,
Vor Nestelknüpfen scheu sich zu bewahren.
Weit lieber da, wo's Hellebarden regnet,
Als hier im Schimpf! So war es nicht vor Jahren,
Als deine Herrin dir zum ersten Male
Vors Auge trat im prachterhellten Saale.

Da quoll dein Herz, da quollen deine Sinnen,
So daß der ganze Mensch entzückt sich regte.
Zum raschen Tanze trugst du sie von hinnen,
Die kaum der Arm und schon der Busen hegte,
Als wolltest du dir selbst sie abgewinnen;
Vervielfacht war, was sich für sie bewegte:
Verstand und Witz und alle Lebensgeister
Und rascher als die andern jener Meister.

So immerfort wuchs Neigung und Begierde,
Brautleute wurden wir im frühen Jahre,
Sie selbst des Maien schönste Blum und Zierde;
Wie wuchs die Kraft zur Lust im jungen Paare!
Und als ich endlich sie zur Kirche führte,
Gesteh ich's nur, vor Priester und Altare,
Vor deinem Jammerkreuz, blutrünstger Christe,
Verzeih mir's Gott, es regte sich der Iste.

Und ihr, der Brautnacht reiche Bettgehänge,
Ihr Pfühle, die ihr euch so breit erstrecktet,
Ihr Teppiche, die Lieb und Lustgedränge
Mit euren seidnen Fittichen bedecktet!
Ihr Käfigvögel, die durch Zwitscher-Sänge
Zu neuer Lust und nie zu früh erwecktet!
Ihr kanntet uns, von eurem Schutz umfriedet,
Teilnehmend sie, mich immer unermüdet.

Und wie wir oft sodann im Raub genossen
Nach Buhlenart des Ehstands heilge Rechte,
Von reifer Saat umwogt, vom Rohr umschlossen,
An manchem Unort, wo ich's mich erfrechte,
Wir waren augenblicklich, unverdrossen
Und wiederholt bedient vom braven Knechte!
Verfluchter Knecht, wie unerwecklich liegst du!
Und deinen Herrn ums schönste Glück betriegst du.

Doch Meister Iste hat nun seine Grillen
Und läßt sich nicht befehlen noch verachten,
Auf einmal ist er da, und ganz im stillen
Erhebt er sich zu allen seinen Prachten;

So steht es nun dem Wandrer ganz zu Willen,
Nicht lechzend mehr am Quell zu übernachten.
Er neigt sich hin, er will die Schläferin küssen,
Allein er stockt, er fühlt sich weggerissen.

Wer hat zur Kraft ihn wieder aufgestählet,
Als jenes Bild, das ihm auf ewig teuer,
Mit dem er sich in Jugendlust vermählet?
Dort leuchtet her ein frisch erquicklich Feuer,
Und wie er erst in Ohnmacht sich gequälet,
So wird nun hier dem Starken nicht geheuer;
Er schaudert weg, vorsichtig, leise, leise
Entzieht er sich dem holden Zauberkreise,

Sitzt, schreibt: »Ich nahte mich der heimischen Pforte,
Entfernen wollten mich die letzten Stunden,
Da hab ich nun, am sonderbarsten Orte,
Mein treues Herz aufs neue dir verbunden.
Zum Schlusse findest du geheime Worte:
Die Krankheit erst bewähret den Gesunden.
Dies Büchlein soll dir manches Gute zeigen,
Das Beste nur muß ich zuletzt verschweigen.«

Da kräht der Hahn. Das Mädchen schnell entwindet
Der Decke sich und wirft sich rasch ins Mieder.
Und da sie sich so seltsam wiederfindet,
So stutzt sie, blickt und schlägt die Augen nieder;
Und da sie ihm zum letzten Mal verschwindet,
Im Auge bleiben ihm die schönen Glieder.
Das Posthorn tönt, er wirft sich in den Wagen
Und läßt getrost sich zu der Liebsten tragen.

Und weil zuletzt bei jeder Dichtungsweise
Moralien uns ernstlich fördern sollen,
So will auch ich in so beliebtem Gleise
Euch gern bekennen, was die Verse wollen:
Wir stolpern wohl auf unsrer Lebensreise,
Und doch vermögen in der Welt, der tollen,
Zwei Hebel viel aufs irdische Getriebe:
Sehr viel die *Pflicht*, unendlich mehr die *Liebe!*

Totengespräch VI

VON RUMOHR: Die Franzosen, vornehmlich die Pariser, bedienen sich zum Auflockern ihrer Semmelbrote des Taubenmistes, welche sie mit Luft erfüllt, die, nachdem sie im Ofen sich ausgedehnt hat, die Teigmasse auf die Oberfläche treibt, wo sie alsdann zu einer hohlen Kruste oder Rinde ausgebacken wird. Diese Rinde wird hierdurch freilich sehr trocken, ausgebacken und eben deshalb sehr schmackhaft und verdaulich. Übrigens mögen die Ärzte entscheiden, ob nicht der hitzige Taubenmist bei fortgesetztem Genusse die Gesundheit beeinträchtigen könne.

FORSTER: Weit entfernt, ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hinieden so ineinanderzugreifen und wechselweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu sein, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerei, so wie sie nur bei kultivierten Völkern entstehet, auch wieder ihrerseits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgendeine Lieblingshypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Fakta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die allereinfachste Art; die Lebensart der klügsten ist am meisten zusammengesetzt.

FEUERBACH: Wir sehen zugleich hieraus, von welcher wichtigen *ethischen* sowohl als *politischen* Bedeutung die Lehre von den Nahrungsmitteln für das Volk ist. Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken und Gesinnungsstoff. Menschliche Kost ist die Grundlage menschlicher Bildung und Gesinnung. Wollt ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Deklamationen über die Sünde bessere Speisen. *Der Mensch ist, was er ißt*. Wer nur Pflanzenkost genießt, ist auch nur ein vegetierendes Wesen, hat keine Tatkraft.

DEBORD: Seit den Physiokraten war das explizite Projekt der Bourgeoisie die quantitative und qualitative Verbesserung der Früchte des Bodens. Dieses Projekt wurde während des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus tatsächlich verwirklicht. Den Kritikern des Kapitalismus lag größere Qualität zuweilen noch mehr am Herzen. Namentlich Fourier, den Freuden und Leidenschaften sehr zugetan und ein großer Birnenliebhaber, erwartete von der Herrschaft der Harmonie einen baldigen Fortschritt der geschmacklichen Vielfalt dieser Frucht. An diesem Punkt irrte er.

FEUERBACH: Daher auch bei uns der Sieg der Reaktion, der schmähliche Verlauf und Ausgang der sogenannten Märzrevolution; denn auch bei uns besteht der größte Teil des Volkes nur durch und aus Kartoffelstopfern.

DEBORD: In der Zeit, die der Revolution von 1789 unmittelbar vorausging, kam es bekanntlich zu zahlreichen Arbeiterunruhen infolge damals noch mäßiger Versuche, Brot zu verfälschen, und viele dreiste Pfuscher wurden sofort gehängt, bevor sie ihre Gründe erklären konnten, die sicherlich sehr gut waren. Andere Zeiten, andere Sitten; oder, besser gesagt: der Nutzen, den die Klassengesellschaft aus ihrem hochgerüsteten spektakulären Apparat zieht, wiegt die unvermeidlichen Kosten vollkommen auf. Als man daher vor beinahe zehn Jahren das Brot aus Frankreich verschwinden sah, welches fast überall durch Pseudo-Brot ersetzt wurde (zur Brotherstellung ungeeignetes Mehl, chemische Hefe, elektrische Öfen), führte dieses traumatische Ereignis nicht zu irgendeiner Form von Protest- und Verteidigungsbewegung – wie etwa kürzlich zur Unterstützung der so genannten freien Schule – sondern *es verlor buchstäblich niemand ein Wort darüber*.

FEUERBACH: Sollen wir aber deswegen verzweifeln? Gibt es keinen Stoff, der die Kartoffel auch bei der ärmeren Volksklasse ersetzen, der zugleich dem Volk männliche Gesinnung und Tatkraft einflößen kann? Ja! es gibt einen solchen Stoff, einen Stoff also, der Bürge einer besseren Zukunft ist, den Keim zu einer neuen, wenn auch langsamen und allmählichen, aber umso solideren Revolution enthält: es ist der Erbsenstoff. Er zeichnet sich durch seinen Reichtum an Phosphor aus: das Gehirn aber kann, wie wir bereits wissen, ohne phosphorhaltiges Fett nicht bestehen. Indes ist es nicht genug, daß wir unter dem Volk Propaganda für den Erbsenstoff machen, um durch die Salze und phosphorsauren Alkalien, die in den Hülsenfrüchten in so reichlicher Menge enthalten sind, das faule Kartoffelblut des deutschen Volkes wieder in Bewegung zu setzen. Auch wir, die wir unverdienterweise so glücklich sind, nicht allein von Kartoffeln zu leben, müssen die Lehre der Nahrungsmittel zu unserer Richtschnur nehmen, wenn wir einen guten Grund zu einer neuen Revolution legen wollen.

Der komponierende Weltgeist

Es soll hier einmal um das Werk von Gustav Mahler gehen, der unbestritten zu den revolutionärsten Tonsetzern gehört, die bislang gearbeitet haben. Es ist allerdings allgemein sehr schwer, sich über Musik zu verständigen. Die einzelnen Werke sind relativ unbekannt, das Gehör ist sehr schlecht ausgebildet, die Geduld fehlt und es existiert eigentlich keinerlei Sprache, die die der Musik innewohnenden Qualitäten und Dynamiken in einer Weise beschreibt, die allgemein verständlich ist und auch noch ihren Gegenstand trifft. Entweder man bleibt auf der Ebene der Musikwissenschaft und analysiert ein Werk nach seiner Form, Harmonie, Melodik, Rhythmik, Klangfarbe etc. oder aber man beschreibt es durch ein implizites Programm und versucht so, seine Geschichte zu erzählen. Die erste Methode verspricht Objektivität, da sich formelle Aspekte immerhin aus dem Notenbild ablesen lassen, wenn man zufällig die Kunst versteht, eine Partitur zu lesen. Anderseits fehlt hier ein inhaltliches Verständnis des Gegenstandes. Eventuell stellt man fest, daß im Verlauf eines Stückes eine gewisse Spannung aufgebaut wird und dieselbe sich zum Ende hin wieder auflöst, aber *was* dies soll, ist dadurch noch völlig unbekannt. Diesen Mangel behebt eben ein Programm. Allerdings muß man hier vorsichtig sein: Der eine hört eine Schlacht, die andere eine Naturdarstellung, einige wollen ein Musikstück mittels biographischer Erlebnisse des Komponisten deuten, andere setzen auf die Religion und wieder andere auf weltliche Geschehnisse. Außer bei Stücken, die ein explizites Programm besitzen – *Die Moldau* oder *Ein Heldenleben* z. B. –, werden daher oft nur partielle Assoziationen zu einzelnen Stellen oder summarische Assoziationen zu ganzen Stücken geliefert, ohne es zu wagen, eine vollständige Geschichte zu erzählen; das Schicksal klopfe an die Tür, oder der Frühling ziehe ein. – Diese subjektiven Assoziationen haben etwas Unbefriedigendes. Dazu kommt, daß Musik ihre Geschichten auf eine Weise erzählt, die sich nicht unmittelbar in Worte übersetzen läßt. Ihre Ausdrucksweise ist dem Körper und seinen Empfindungen näher als dem begriffliche Denken und man nimmt der Musik daher leicht ihre eigentümliche Qualität, wenn man sie durch Begriffe zu ersetzen sucht. Kein Wunder also, daß man sich einer populären Meinung nach besser der Musik übergeben soll, indem man beim Hören das aktive Denken zugunsten der Sinne ausschaltet.

Literatur

Iwan Sollertinski. Die Sinfonien Gustav Mahlers. Der Russe Sollertinski bezieht die Sinfonien Mahlers stringent auf weltliche Ereignisse und vermag so, die Sache etwas schmack-



haft zu machen. Soweit aber noch nichts Außergewöhnliches; Mahler selbst sagt: „Was man musiziert, ist doch immer der *ganze*, fühlende, denkende, atmende, leidende Mensch!“ Bei Sollertinski ist der Mensch aber historisch genommen, er bezieht Mahlers Sinfonien auf die konkrete geschichtliche Situation: Mahler lebte um die Wende zum 20. Jahrhundert, als die bürgerliche Ordnung sich endgültig blamiert hatte und gleichzeitig die erste Arbeiterbewegung teilweise deren Überwindung anstrebte. Am Ende hat bekanntlich die überlebte Welt gesiegt und Europa hat sich in einem katastrophalen Krieg zerfleischt; es ging aber nicht ohne Aufstände ab und die Geschichte war insofern etwas dramatisch. Diese Agonie des Kapitalismus jener Tage sowie die daraus entstehenden Antagonismen und Kollisionen bilden nach Sollertinski den konkreten Stoff von Mahlers Sinfonien: „Darum ist Mahlers sinfonische Welt die Welt unaufhörlicher Exaltation, eine Welt der Spasmen und Zuckungen: Alle Dinge werden im Zustand des Paroxysmus gezeigt. Es ist interessant, einmal die dynamischen Bezeichnungen in seinen Partituren, besonders in den ‚tragischen’ Sätzen – dem Finale der Sechsten, dem zweiten Satz der Fünften oder dem ersten der Siebten Sinfonie – zu verfolgen: Die ganze Zeit über gigantische, krampfhafte Kontraste; betäubende Ausbrüche des gesamten Orchesters wechseln hier

mit dramatisch gespannten, dort mit lyrischen Pianissimi; die dynamischen Zeichen wechseln mitunter mehrmals in einem Takt, es wimmelt nur so von Crescendi und Sforzati. Die Musik gewinnt den Charakter des Abgerissenen, Nervösen und verrät eine außerordentliche emotionale Anspannung, die beinahe in einen Aufschrei mündet. man gewinnt den Eindruck, als seien die Partiturseiten buchstäblich mit Blut geschrieben.“

Seine Auffassung richtet sich gegen naturalistische Deutungen, die Mahler selbst manchmal vorgeschwebt waren. Es handle sich nicht um Naturbeschreibungen, sondern umgekehrt diene die Natur nur als Spiegel für die Menschenwelt: „Stürmisch die Eisdecke brechend und über die Ufer tretend, scheint die Natur dem Kollektiv der Menschen zu ähneln, das die alten Beziehungen im Namen der neuen niederreißt.“ Damit richtet Sollertinski sich außerdem gegen alle subjektiven Interpretationen. Man wollte z.B. aus Mahlers Märschen seinen Vater und in seinen lyrischen Passagen seine Geliebte heraushören etc. pp. Die Mahlersinfonien – immerhin Werke fürs große Orchester – handeln dagegen von kollektiven Prozessen: „Gerade im Kopfsatz dieser Sinfonie – einem gigantischen Marsch, eröffnet durch ein plastisches Thema der acht Hörner im Unisono, mit tragischen Aufflügen, mit Spannungssteigerungen, die bis zu Kulminationspunkten von nicht mehr menschlicher Macht geführt werden, mit pathetischen Rezitativen der Hörner oder der solistischen Posaunen, die gleichsam zum Aufstand blasen – vernahmen die Kritiker den Schritt der Arbeiterkolonnen bei einer Maidemonstration.“

Constantin Floros. Die Symphonien Gustav Mahlers. Der Musikwissenschaftler Constantin Floros hat ein dreibändiges Werk über Mahler verfaßt. Man kann diesen Bänden eine formale Besprechung aller Sinfonien entnehmen. Insbesondere hat Floros schöne schematische Darstellungen der einzelnen Sätze entworfen, denen man die einzelnen Formteile entnehmen kann. Man sieht hier, wie weit sich Mahler bei aller Zersetzung doch an die traditionelle Sonatenform gehalten hat, und kann – indem man hier eine Inhaltsangabe an die Hand geliefert bekommt – die Werke Mahlers sehr analytisch hören, indem man versucht, das durch Mahler erzeugte Chaos mit dem angegebenen Schematismus in Einklang zu bringen. Hat man einmal die Form verstanden, kann man sich deutlich einfacher verständigen, da die Riesensätze sich plötzlich recht übersichtlich gliedern und man z. B vom Einbruch des Hauptthemas im dritten Teil der Durchführung reden kann, um eine bestimmte Stelle zu benennen. Man kann diese Stellen finden und sei es mit Hilfe einer Partitur, die – wenngleich sie zumindest dem Autor eine furchterregende Ansammlung von schwarzen Punkten bleibt – doch immerhin verfolgbar wird.

Der große Kopfsatz der dritten Sinfonie gliedert sich zum Beispiel nach Floros wie folgt:

Introduktion

T.	
T. 1-10	Der Weckruf: Intonation des Marschthemas
11-26	Misterioso
27-56	Trauermarsch (*schwer und dumpf*)
57-131	Rezitativ/Arioso (T. 115-126 ein Schlafmotiv)
132-147	Pan schläft: Choral (mit liedhafter Melodie als Kontrapunkt)
148-163	Der Herold: Tusch, der sich in Musik aus weiter Ferne auflöst
164-224	Rezitativ/Arioso (bei Z. 13-16 trauermarschähnliche Rhythmen als Begleitung; T. 214-224 ein Schlafmotiv)
225-246	Musik aus weiter Ferne (Choral mit liedhafter Gegenmelodie, später Tusch *sich gänzlich verlierend* ~ T-132-163)
247-272	Marsch *wie aus weiter Ferne*

Exposition

273-346	Marschmusik aus der Ferne; immer näher kommend (mit liedhaftem Charakter zu Beginn): Einzug des Sommers
347-368	Hymnisch, dann gespannter Höhepunkt: Vorgriff auf das Finale

Durchführung

369-449	Rezitativ/Arioso
450-491	Musik aus weiter Ferne
492-529	Lied ohne Worte in zwei „Strophen“ und in Ges-dur
530-642	Marsch (von Mahler selbst in der Partitur so bezeichnet)
	Z. 44: Das Gesindel
	Z. 49: Die Schlacht beginnt
	Z. 51: Der Südsturm = naturalistische Sturmdarstellung

Reprise

643-654	Intonation des Marschthemas
655-670	Misterioso
671-736	Rezitativ/Arioso (mit trauermarschähnlichem Beginn)
737-856	Marsch *aus weitester Ferne sich nähernd*
857-862	Gespannter Höhepunkt: Vorgriff aufs Finale
863-875	Siegesfanfare

Man hat hier eine lange Introduktion, aus der sich einige Märsche herausschälen. Wenigstens seit Beethoven ist es üblich, die Exposition aus einer solchen Einleitung abzuleiten, so daß der Anfang – in unserem Falle ein fröhlicher Marsch – nicht ohne Voraussetzung gesetzt wird, sondern selbst wieder als Resultat einer untergründigen Bewegung erscheint. Vor und nach der Durchführung kommt diese Einleitung jeweils wieder; der Hauptmarsch kann sich überhaupt nur durch diese Sammlungsbewegung hindurch konstituieren. Innerhalb der Durchführung selbst kann man dank der tabellarischen Formübersicht ein gewisses Schlachtgetümmel erwarten, wobei die eine kriegführende Partei mit Gesindel bezeichnet wird. Man bekommt so den Inhalt der Sinfonie schon an die Hand: Ein Gesindel erwacht, rüstet sich zum Kampf und schlägt eine Schlacht. Welche Schlachten hat welches Gesindel in dieser Zeit geschlagen? 1902 wurde Mahlers Dritte uraufgeführt. 1905 brach eine Revolution in Rußland aus.

Neben formalen Aspekten sind Floros Bücher auch eine Fundquelle verstreuter Äußerungen Mahlers zu seiner Musik. Der Komponist selbst hatte nicht unmittelbar den von Sollertinski angebotenen Gegenstand vor Augen und nimmt statt dessen Ausflüchte zu Mythen oder zu Naturbildern. Die Emanzipation des Menschengeschlechts erscheint z. B. immer wieder abstrakt als Streben desselben zu Gott. Man kann die Äußerungen Mahlers nur als abstrakte Beschreibungen seiner Werke nehmen, da sie meistens ganz unhistorisch und sehr allgemein sind. Man bekommt durch sie aber trotzdem wertvolle Einblicke in die Geschichten der einzelnen Werke, allerdings in einer eher metaphorischen Form.

So ist die Introduktion des oben formell aufgefächerten Kopfsatzes der Dritten dem erwachendem Pan gewidmet. Dieser Formteil kommt ohne eigentliche Melodik aus, nur das Blech bequemt sich zu einigen Melodieansätzen; die Materie ist sehr träge, kommt aber in Gang. Das Resultat ist dann das oben bereits erwähnte Marschthema, welches wiederum selbstverständlich eine Bewegung von Menschen abbildet. (Dieses Thema ist mit den Maiumzügen der Arbeiter in Verbindung gebracht worden und hört man weiter in den Verlauf des Satzes herein, so bestätigt sich dieser Eindruck, insofern man in der Durchführung gezeigt bekommt, wozu dieser zunächst ganz harmlos klingende Marsch in der Lage ist: Er formiert sich zu einem Angriff.) Dieser eindeutig den Menschen zugehörige Teil wird aber immer wieder durch eben die seltsame naturalistische Einleitung unterbrochen. Pan muß immer wieder erwachen, bevor das Gesindel dem eigentlichen Geschäft gewachsen ist. Der mit Nymphen und Satyrn umgebene Pan ist für seine Wollust bekannt und kann allgemein für das Triebleben der Menschen genommen werden: Das Proletariat muß sich erst recken und strecken, es muß erwachen.
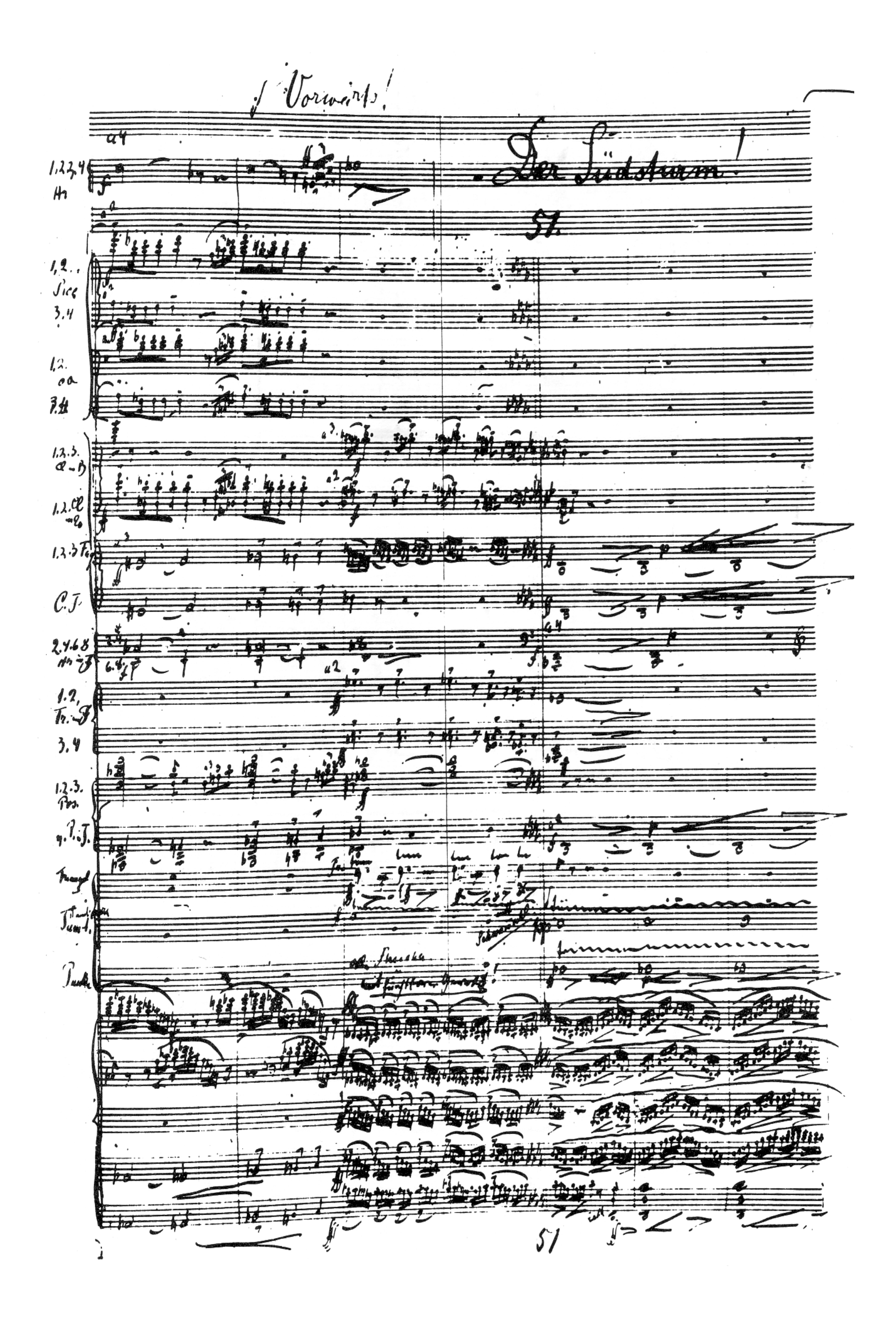
Das daraufhin erscheinende und sich formierende Gesindel wird von Mahler mit dem einziehenden Frühling

assoziiert und die schließliche Kollision wird als Kampf des Sommers mit dem Winter umschrieben: „Natürlich geht es nicht ohne Kampf mit dem Gegner, dem Winter, ab; doch er wird keck und leicht über den Haufen geworfen. Der Sommer ist als Sieger gedacht, – inmitten alles dessen was das *wächst und blüht, kreucht und fleucht, wähnt und sehnt*“. Wenn man auf Märchen steht, so ist auch dies leicht mit der von Sollertinski angebotenen Deutung vereinbar; Man kann Arbeiterunruhen natürlich mit einem Sommergewitter vergleichen. Allerdings bleibt Floros auf der Ebene der von Mahler angebotenen Metaphern stehen und stellt so das Gegenteil von Sollertinski dar.

Theodor W. Adorno. Mahler. Eine musikalische Monographie. Adorno ist Autor des unbestritten reichhaltigsten Werkes über Mahler. Floros und mehr noch der gleich noch zu erwähnende Gielen scheint vieles hier entnommen zu haben. Ärgerlicherweise entbehrt dieses Buch jeder klaren Argumentation und Adorno hat sich zu viel auf einmal vorgenommen. Man braucht eine gute Kenntnis des Mahlerschen Gesamtwerks oder aber man ist gezwungen, über ganze Abschnitte hinwegzulesen. Vollständige Beschreibungen einzelner Werke finden sich gar nicht, verstreut immerhin Beschreibungen einzelner Sätze bzw. einiger Abschnitte aus diesen.

Prinzipiell findet sich alles, was wir bei Sollertinski sahen, auch hier wieder: Adorno nennt Mahler einen „sozialistischen Realisten“ Er assoziiert mit seinen Werken frei das Proletariat, welches „unter die Räder kam, die Last zu tragen hat und daran zu jenem Gegendruck erwacht, den die coinicidentia oppositorum von Mahlers Musik zusammendenkt mit dem utopischen Sprengstoff.“ Wir haben hier dieselbe Fabel. Allerdings findet sich genauso umgekehrt die Ansicht, daß Mahler „den Faschismus um Dezennien vorauswitterte“: „In Mahler dröhnt ein Kollektives, die Bewegung der Massen etwa so wie noch im erbärmlichsten Film für Sekunden die Gewalt der Millionen, die damit sich identifizieren. Schaudernd macht Mahlers Musik selber sich zum Schauplatz kollektiver Energien.“ Sicher gibt es viel Brutalität in Mahlers Sinfonien und einige Stellen erinnern an Filme wie Spartakus von Kubrick, aber es werden – hier wie dort – die Märsche der Sklaven, der lebendig werdenden Toten dargestellt und nicht die Märsche der Weltkriege. Diese Verwirrung ist sehr verbreitet.

Die eigentliche Stärke des Werkes von Adorno ist auch nicht die Kenntlichmachung der allgemeinen Fabel, sondern deren Aufspüren in den Details der Musik. Hier finden sich erste Ansätze, formelle Aspekte der Mahlerschen Musik mit dem verhandelten Gegenstand zu vermitteln. Insbesondere gibt Adorno zahlreiche Begriffe an die Hand, die es ermöglichen, über Musik zu sprechen. Mahlers Musik changiert zwischen disziplinierten Ausbruchversuchen, bei denen die aufgebaute Spannung in regelrechtes Chaos explodiert, und vollständiger Suspendierung aller Disziplin in utopischen Perioden der Sammlung und Ruhe. Adorno benennt


Vorwärts!
Der Südsturm!
57
Hr
C. F.
Pauke

diese Momente mit Durchbruch und Suspension. Leider gelingt Adorno die Vermittlung von Form und Inhalt kaum und man hat einerseits recht blumige und teilweise sehr subjektive Bilder, die ihm bei einzelnen Stellen in den Sinn kamen – z. B. ein Kutscher, der seine Pferde mit der Peitsche antreibt, um sein Gefährt in letzter Sekunde doch noch ans Ziel zu bringen, und andererseits relativ genaue Beschreibungen des musikalischen Geschehens – Tonartenfolgen, Konstruktionanalysen etc..

Michael Gielen, Paul Fiebig. Mahler im Gespräch. Die zehn Sinfonien. Der verdienstvolle Dirigent Gielen plaudert mit Fiebig über die einzelnen Sinfonien. Die Gespräche versuchen, Laien die Musik verständlicher zu machen und haben daher einen gefälligen Stil. Allgemein überwiegt in dieser Hörweise der düstere Mahler. Gielen hört oft „Märsche in den Krieg und in den Tod“: „Beim ersten Satz der *Fünften* Mahler stelle ich mir vor, wie die armen böhmischen Soldaten in der k.u.k. Armee geschunden werden und als Kanonenfutter verbraucht werden, aber das ist ja sogar viele Jahre vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben.“ Solche Hörart nimmt die Musik sehr positivistisch auf und mißversteht sie bei aller Detailkenntnis um 180 Grad. Man erfährt dafür viel aus dem Orchesterleben und über die musikalische Form der Stücke. Seit Adorno obligatorisch, wird außerdem das positive Ende der ersten, fünften und siebenten Sinfonie getadelt und die Zentralität der dritten, sechsten und neunten Sinfonie herausgestrichen. Insgesamt ist das Urteil ehrlich und gerecht. Das Buch ist aber eigentlich zu teuer, um es zu erwerben.

Arnold Schönberg. Gedenkschrift für Mahler. Schönberg hat eine glühende Eloge auf Mahler geschrieben. Er appelliert an Herz und Hirn der Jugend, sich diesem Revolutionär zu widmen. Schönberg ist der Meinung, man solle Mahler am besten hören und fühlen, dann würde der Rest schon klar. Er versucht dann aber doch, Mahler inhaltlich anzupreisen, und widerlegt einige der gängigen Vorurteile seiner Zeit. Hauptsächlich schafft er es ganz gut, seinen eigenen Eifer zu übertragen. Er sagt: „Ein Apostel der nicht glüht, predigt eine Irrlehre“, und tatsächlich glüht Schönberg. Der Essai ist frei von Tadel und insbesondere das oft gescholtene Finale der Siebenten findet seine Zustimmung. Stärker als alle anderen Rezipienten bemerkt er, daß die Mahlerschen Sinfonien bei aller Dämonie doch auf ein irdisches Himmelreich hinauswollen. Schönberg selbst hat die Musik aus der Herrschaft des Grundtons befreit und im Rahmen dieser Revolution einige ungeheuerliche Triebe freigelegt. Schönberg war es völlig fremd, diesen u.a. von Mahler vorbereiteten Vorgang mit den Menschheitsverbrechen jener Tage zu verbinden. Er sieht in den Mahlerschen Sinfonien die Zukunft und vergißt dabei sogar, daß die Sinfonien eher vom möglichen Übergang in eine Zukunft handeln. Schönberg ist – gebannt in die Sphäre der Musik – so beseelt von einer Gesellschaft ohne Zwang, daß er in Mahlers Musik das Abbild der Erlö-

sung sieht: „So werden wir einst sein, wenn wir uns durchgerungen haben. Das Genie leuchtet voran, und wir bemühen uns nachzukommen. Dort, wo es sich befindet, ist's schon hell; aber wir können diese Helligkeit nicht vertragen. Wir sind geblendet und sehen nur eine Wirklichkeit, die noch keine ist, die nur Gegenwart ist." Er befindet sich dabei ganz in klassischer Tradition, nach der gerade realistische Kunst immer über die Gegenwart hinausgehen soll. Gute Kunst ist Avantgarde! Sie besteht gerade darin, die Wirklichkeit ein zweites Mal vorzustellen, nur diesmal in der Version des Künstlers. So sagte Schiller: „Erhebet euch mit kühnen Flügel / Hoch über euren Zeitenlauf! / Fern dämmre schon in eurem Spiegel / Das kommende Jahrhundert auf!"

Rosa Luxemburg. Gesammelte Werke. Luxemburg schreibt nicht über Mahlersche Musik. Überhaupt gab es innerhalb der wirklichen revolutionären Bewegung wenig Berührungspunkte mit Musik. Darauf kommt es hier aber nicht an. Luxemburg reflektiert die Arbeiterbewegung und insbesondere die russische Revolution von 1905-07 unter dem Gesichtspunkt der Spontaneität der Massen. Sie – als eine der wenigen – denkt Revolution als Chaos gegen den Kadavergehorsam und die alte Ordnung. Daher finden sich bei ihr Beschreibungen und Antizipationen von wirklichen Kämpfen, auf die man die Mahlersche Musik beziehen kann; sie haben beide denselben Gegenstand und daher besteht eine innere Verwandtschaft.

Rosa Luxemburg war dabei Materialistin genug, den Menschen als Naturwesen zu begreifen; selbstverständlich greift sie bei der Beschreibung revolutionärer Prozesse auf teilweise brachiale Naturmetaphern zurück: „In allen revolutionären Ausbrüchen wälzt die glühende Lava zunächst noch allerlei Schlamm aus der Tiefe an den Rand des Kraters." Analog zu Mahlers Assoziation des Arbeiteraufstandes mit dem einziehenden Frühling vergleicht Luxemburg denselben mit einem „Frühlings- und Sommergewitter" oder mit einem „Elementargewitter". Indem Mahler den Stoff naturalisiert, bekommt er mehr musikalische Handhabe. Bei ihm tritt dieser Aspekt daher teilweise in den Vordergrund. (Der Kopfsatz seiner Vierten klingt z. B. wie eine Dschungelrevolution der Affen.) Bei Luxemburg werden die elementaren Naturerscheinungen nur am Rande gebraucht, um gewisse elementare Aspekte des Arbeitersaufstandes zu illustrieren.

Näher beschreibt Luxemburg aber die Aufstandsdynamik ihrer Zeit. Sie begreift die Revolution nicht als ein vom Himmel fallendes Ereignis, sondern als einen widersprüchlichen Prozess: „Die verschiedenen Unterströme des sozialen Prozesses der Revolution durchkreuzen einander, hemmen einander, steigern die inneren Widersprüche der Revolution, im Resultat beschleunigen und potenzieren sie aber damit nur ihre gewaltigen Ausbrüche." Tatsächlich übernehmen bei Mahler die einzelnen Instrumentengruppen die nämliche Dynamik, indem sie sich durchkreuzen, hemmen, steigern, um sich dann immer

wieder zu Explosionen und Ausbrüchen durchzuringen, abzuebben und von neuem anzusetzen. Egal wie fürchterlich die Niederlage gewesen sein mag – und Mahler versteht es, den ganzen Jammer und Schmerz solcher Niederlagen erklingen zu lassen – immer bäumt sich urplötzlich das Orchester wieder auf, ganz als sagte er: „'Ordnung herrscht in Berlin!' Ihr stumpfen Schergen! Eure ‚Ordnung' ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon ‚rasselnd wieder in die Höh‘ richten' und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: Ich war, ich bin, ich werde sein!“

Subjekt der Mahlerschen Sinfonien

Es bleibt die Frage der Gewalt. Mahler war hier Realist, indem er den Stoff der Welt aufnahm und aus diesem seinen alternativen, utopischen Entwurf formte. Alle Gestalten sind von den Verhältnissen deformiert und auch die Aufstände kommen selten ohne Pauken und Trompeten aus. Man muß aber zwischen revolutionärer und reaktionärer Gewalt unterscheiden. Adorno kommentiert eine Stelle aus dem Kopfsatz der Sechsten Sinfonie, „wo der blinde gewalttätige Marsch der vielen dazwischenfährt: Augenblicke des Zertrampelns“ und meint hier die SA am Werke zu sehen. Tatsächlich bricht der Hauptmarsch an der gemeinten Stelle inmitten der Durchführung brutal in eine Idylle ein und Mahlers Musik ist durchtränkt von solchen Schocks, aber man hat es hier eher mit einem Teil der revolutionären Dynamik zu tun als mit dem Feind: Mahler gönnt inmitten eines Gefechtssatz dem Hörer wie seinen Tönen eine Auszeit. Die Musik zieht sich ganz ins Subjektive zurück, alle Anstrengung und Disziplin wird suspendiert. Die Sache ist zart, aber weltfern. Der einbrechende Marsch ist einfach die wirkliche Bewegung, die nach ihrer kurzfristigen Suspension jäh zurückkehrt, ohne daß die Individuen wirklich für die von ihr gesetzten Zwecke in der Lage sind; der Einbruch klingt schroff, führt aber zu neuen revolutionären Explosionen innerhalb des Gefüges. Adorno selbst erkennt dieses Fatum in besseren Passagen seines Buches an. So wird im fürchterlichen Höhepunkt der sechsten Sinfonie der Aufstand durch Ruten angepeitscht und er kommentiert: „Der große Rhythmus der Durchführung wird selber einer von Notwendigkeit und Freiheit. Jede Anspannung wird gewissermaßen belohnt. Auch die Gasse der Freiheit ist kein Naturschutzpark“

Hieraus erhellt sich ein Teil der Kompositionsweise Mahlers. Er hat keine naturalistischen Schlachten komponiert, nach der Art, daß erst die Maidemo ihren Platz hat, dann die Polizei auffährt und schließlich die Menge von Knüppeln auseinandergetrieben wird. Eher scheint es so, als ob sich Mahler mit der Darstellung der Bewegung der Unterdrückten begnügt hätte. Das, wogegen sich diese Bewegung richtet, erscheint nur negativ an dieser Bewegung selbst. Die Mahlerschen Individuen und Kollektive sind durch die

Wundmale der Zeit gebrandmarkt. Oft erklingen die Aufbegehrenden zunächst isoliert; bevor sie sich exponieren dürfen, müssen sie erst eine Phase der Sammlung durchlaufen. Mahler trägt hier dem Umstand Rechnung, daß die Gesellschaft durch ihr ureigenes Prinzip in lauter Atome zerfällt und es daher den Unterdrückten äußerst schwer fällt, überhaupt zu einer Einheit zu finden. Die feindliche Macht ist also keineswegs abwesend und sie ist sogar die stärkere Seite. So hervorragend Mahler seine Leute ins Gefecht führt – es gibt bezaubernde Übergänge, durch die innerhalb kurzer Zeit die Zweisamkeit etwa einer Geige mit einem englischem Horn sich zu einem Fest ausweitet und dieses Fest dann unversehens zu einem geordneten Aufmarsch mutiert –, wenn die Schlacht dann losgeht, zeigt sich, daß die Schlachtreihen noch zu schwach sind. Im Moment des Zusammenpralls überläßt Mahler die Töne weitgehend sich selbst, oft bricht Panik aus, die Instrumente schreien, werden erdrückt, sammeln sich zu improvisierten Gegenschlägen, werden abgetrieben, vollständig aufgerieben etc. pp. Bemerkenswert ist dabei aber eben, daß die Gegenseite ihrerseits nicht personifiziert wird. Das Böse wird nicht positiv gezeigt und wenn es obsiegt, so setzt bei Mahler lieber vollständige Stille ein, als daß die Truppen der Konterrevolution auftrumpfen dürften. Der Schlußsatz der Sechsten z.B. endet mit einer vollständigen Niederlage und verklingt mit einer fahlen Unterhaltung der Baßtuba mit den Posaunen und Hörnern.

Dynamik

Nach Rosa Luxemburg kann die Revolutionierung der Produktion nur aus einer Serie von vorbereitenden Aufständen erfolgen: „Die Moskauer Ereignisse zeigen zugleich im kleinen Probebild die logische Entwicklung und die Zukunft der revolutionären Bewegung im Ganzen: ihren unvermeidlichen Abschluß in einem allgemeinen offenen Aufstand, der aber seinerseits wieder nicht anders zustande kommen kann als durch die Schule einer Reihe vorbereitender partieller Aufstände, die ebendeshalb vorläufig mit partiellen äußeren ‚Niederlagen' abschließen.“ Man kann das Mahlersche Gesamtwerk als Schilderungen solcher partikularen Aufstände aufnehmen. Alle Sinfonien handeln im Prinzip vom gleichen Thema und jede fußt auf der vorherigen. Der allgemeine und offene Aufstand im Finalsatz von Mahlers sechster Sinfonie wird durch die ersten Sätze dieses Werks genauso vorbereitet, wie durch die Kämpfe der ersten fünf Sinfonien. In jeder dieser Sinfonien gibt es wieder zahlreiche Durchbruchversuche, immer wieder läßt Mahler sich seine Instrumente assoziieren, immer wieder brechen sie nach vorne, werden versprengt, sind dem Weltlauf ungebrochen ausgesetzt, jammern, sammeln sich neu. Die Rebellionen gegen den Weltlauf verlaufen selbst zyklisch.

Rosa Luxemburg beschreibt die Dynamik dieser Kämpfe unter dem sehr frischen Eindruck der von ihr besuchten russischen Revolution von 1905 mit folgenden Worten: Der Massenaufstand

„eröffnet plötzlich neue, weite Perspektiven der Revolution, wo sie bereits in einen Engpaß geraten schien, und er versagt, wo man auf ihn mit voller Sicherheit glaubt rechnen zu können. Er flutet bald wie eine breite Meereswoge über das ganze Reich, bald zerteilt er sich in ein Riesennetz dünner Ströme; bald sprudelt er aus dem Untergrunde wie ein frischer Quell, bald versickert er ganz im Boden. Politische und ökonomische Streiks, Massenstreiks und partielle Streiks, Demonstrationsstreiks und Kampfstreiks, Generalstreiks einzelner Branchen und Generalstreiks einzelner Städte, ruhige Lohnkämpfe und Straßenschlachten, Barrikadenkämpfe – alles läuft durcheinander, nebeneinander, durchkreuzt sich, flutet ineinander über; es ist ein ewig bewegliches, wechselndes Meer von Erscheinungen.“ Man braucht nur die hier verwendeten politischen Begriffe durch musikalische Pendants zu ersetzen und erhält eine fiktive Beschreibung der durch Mahler niedergeschriebenen musikalischen Bewegung: „Die Weckrufe der Hörner und Klarinetten, die Fanfaren der Trompeten und Triller der Flöten, die lyrischen Intermezzi und besinnlichen Choräle, die Fugatoangriffe der Celli, das Getöse des Blechs, das Geschrei des Holzes und der Ausbruch einer Baßtube, die Märsche, Kollisionen und Explosionen des ganzen Orchesters – alles läuft durcheinander, nebeneinander, durchkreuzt sich, flutet ineinander über; es ist ein ewig bewegliches, wechselndes Meer von Erscheinungen.“. Oder in Mahlers eigenem Kommentar: „Das Publikum - o Himmel - was soll es zu diesem Chaos, das ewig aufs Neue eine Welt gebärt, die im



nächsten Moment wieder zugrunde geht, zu diesen Urweltsklängen, zu diesen sausenden, brüllenden, tosenden Meer, zu diesen tanzenden Sternen, zu diesen verathmenden, schillernden, blitzenden Wellen für ein Gesicht machen. ... Die Beweglichkeit und Wechselhaftigkeit der Motive darin ist dem spielenden Wasser einer Stromquelle vergleichbar, wo in jedem Augenblick die Millionen Tropfen andere sind. Das rast in einem ununterbrochenen Wirbel dahin, kaum die Erde berührend, immer höher sich erhebend und zum Himmel aufschäumend, nur durch den Widerstand, den die starre Materie in Stein und Felsgeröll des Strombettes entgegensetzt, hie und da plötzlich auf- und angehalten."

Apokalypse

Die erste Arbeiterbewegung zur Zeit der II. Internationale hatte ein gewisses messianisches Vertrauen in eine letzte Schlacht, durch die dann das private Eigentum abgeschafft und der Himmel auf Erden errichtet werden sollte. Alles Muskelanspannen bloß partieller Kämpfe galt, zumindest der revolutionären Theorie, weniger deren unmittelbaren Zielen, als daß sich die Arbeiter für dieses letzte Gefecht rüsten sollten. Die Arbeiterbewegung sollte nach Kautsky in „einen Kampf auf Leben und Tod" kulminieren; „einen Kampf, der unsere Gegner niederringt oder die Gesamtheit unserer Organisationen und unsere ganze Macht für Jahre hinaus zerschmettert oder mindestens lähmt". Luxemburg spricht von „jenem apokalyptischen Massenstreik, bei dem die stärksten Eichen krachen, die Erde berstet und die Gräber sich öffnen." Die kommunistische Revolution wurde so als Auferstehung des Gebeins gefaßt.

Auch Mahler war vollständig beseelt von dieser jüdisch-christlichen Idee der Erlösung: Seine Märsche haben oft die Assoziation von „Totenmärschen" geweckt, seine Tänze die von „Totentänzen"; schon die zweite Sinfonie ist mit „Auferstehung" überschrieben. Im Finale der Sechsten ist es dann soweit: Die Töne rüsten sich für das letzte Gefecht. Der Satz bildet den Höhepunkt des Werkes; Mahler bietet alles auf, was er hat, es kommt zum „großen Kladderadatsch" (Bebel). Es hatte eine solche Zuspitzung in der Musik bisher nicht gegeben und zumindest in dieser epischen Breite (er dauert beinahe eine halbe Stunde) konnte er auch danach nicht wieder komponiert werden (sieht man mal vom Tanz ums goldene Kalb in Schönbergs *Moses und Aaron* ab). Allerdings schaffen es die Töne genausowenig wie die Arbeiter damals und die Sache endet mit einer gewaltigen Niederlage. „Es soll noch Kampf und Lärm weiter sein. Wir sollen noch weiter kämpfen und ringen, sehnen und wünschen. Und es soll uns weiter versagt sein." (Schönberg)

Der Satz ist lang und dicht, aber da Exposition, Durchführung und Reprise durch eine leicht erkennbare Einleitung getrennt werden, die jeweils in einer Variation wiederkehrt, und sich außerdem die Durchführung durch sehr markante Orchestermittel



(Hammerschläge und Generalpause) übersichtlich gliedert, ist er trotzdem überschaubar. Mahler gönnt seinem Material in der wiederkehrenden Einleitung einige Zeit zum sammeln. Das Stück geht durch eine längere Periode der schüchternen Assoziation zunächst nur für sich daseiender Fetzen hindurch. Inmitten dieser Einleitung ertönt ein Choral zunächst nur der Holzbläser, dann aber immerhin vom Blech erhört. Nach ihm setzt die Sammlungsbewegung vom neuen an, um sich aber diesmal sukzessive zu einem Marsch zusammenzusetzen, als dessen Teile sich im Resultat einige der Fetzen erweisen. Durch diese Kompositionsweise ist das Hauptthema quasi schon bekannt, wenn es zum ersten Mal gespielt wird. Diese Introduktion ist – im Gegensatz zum oben behandelten Kopfsatz der Dritten – sehr individuell gehalten. Hier ist kein Mythos komponiert, wie der des erwachenden Pan, sondern bereits ein musikalisches Abbild wirklicher Menschen. Anders als im Kopfsatz der Dritten scheinen die Akteure außerdem bereits zu wissen, was ihnen blüht. Der schließlich die Exposition eröffnende Hauptmarsch ist kein fröhlicher Maiumzug, sondern aggressiv und bereits zielgerichtet, es kommt einem eher der Begriff *Bolschewisierung* in den Sinn als der des Frühlings. Die erste Schlacht wird dann auch schon in der Exposition angedeutet, welche von einem kurzen Seitensatz abgeschlossen wird. Die Durchführung wird, wie gesagt, wieder durch eine Variante der Einleitung vorbereitet. Die Revolution bekommt ihre kleinen Ruhephasen, wenn es auch kaum Momente der Suspension gibt. In drei Wellen werden danach die Schlachtformationen losgelassen. Dazwischen gibt es wieder ruhige Passagen des Schmerzes und Abschieds, aber sehr kurz gehalten und die Entwicklung kaum bremsend. Zweimal wird das gesamte Orchester von einem Hammerschlag getroffen und bäumt sich auf (Erste und Dritte Welle) Im Klimax (zweite Welle) entlädt sich nach einer Generalpause die aufgebaute Spannung in einem verzweifelten durch Ruten und Trommeln angetriebenen Marsch. Es hilft aber alles nichts, die Reihen halten dem Druck nicht stand und die Einleitung mit ihren isolierten Glocken und dumpfen Motiven bricht schließlich wieder herein; die Scheiße geht von vorne los. Statt aber daß die Sache gelaufen wäre, taucht aus dem Nichts eine Sologeige auf, macht der Menge wieder Mut. Der Choral erklingt von neuem, mit gesteigerter Kraft und es kommt urplötzlich zu einer letzten verzweifelten Eruption in der Reprise, die wie eine zweite Durchführung klingt und endgültig alle Kraft verbraucht. Folgerrichtig ist die Coda knapp gehalten: Die Sinfonie verklingt.

Im tragischen Ende will die bürgerliche Mystik die Darstellung des Todes eines Helden gefunden haben. Tatsächlich kennt Mahlers Werk aber keinen Helden etwa im Sinne des Prometheus im vierten Satz der Eroica von Beethoven. Es gibt hier nur einen kollektiven Held und dessen Sterben ist im übertragenen Sinn die Nieder-

lage der ersten Arbeiterbewegung, ein wenig so, wie es Kautsky befüchtete: „Unsere Organisationen und unsere ganze Macht sind für Jahre hinaus zerschmettert." Der Satz ist dann auch u.a. von Adorno als eine auskomponierte Katastrophe gehört worden. Die dargebotene Schlacht – Gielen spricht von „Kriegsmusik" – ist tatsächlich eine Katastrophe und trotz derbster Anstrengungen gibt es kein Entrinnen. Aber man muß beim Wort Katastrophe in Erinnerung rufen, daß zumindest zur Zeit Mahlers dieser Begriff doppeldeutig benutzt wurde. Kautsky geht in *Sozialreform oder Revolution* soweit zu sagen, daß „eine Gesellschaft nur durch eine Katastrophe auf eine höhere Entwicklungsstufe gehoben werden" kann. Mahlers Sechste ist so im doppelten Sinne eine Katastrophe. Einmal die absolute Niederlage und dann die Explosion der alten Welt. Musikalisch betrachtet kann man die Sinfonie auch als Katastrophe der Tonalität auffassen, quasi als Geburtswehen der neuen schwerkraftlosen Musik, die dann nach dem ersten großen Krieg vor allem durch Schönberg erfunden wurde.

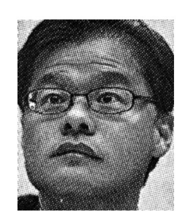
Grenzen dieser Interpretation

Mahler war skeptisch, was Programme zu seiner Musik angeht. Er hatte den frühen Sinfonien manchmal welche verpaßt und dann erleben müssen, „auf welch falsche Wege hierdurch das Publikum geriet." Allerdings hat er sich nie grundsätzlich gegen den Versuch von Programmen ausgesprochen: „Es wäre auch nichts weiter gegen ein Programm einzuwenden (wenn es auch nicht grade die höchste Staffel der Leiter ist)". Mahler hat mehrere Einwände gegen Programmusik erhoben. *Erstens* hielt er fest, daß man keine Musik zu einem gegebenen Programm machen könne. Vielmehr müsse man sich vollständig innerhalb der Eigengesetzlichkeit der Musik bewegen. *Zweitens* solle man kein subjektives Programm entwerfen: „So sehe ich es als unbefriedigend und unfruchtbar an, zu einem Musikwerk ein Programm geben zu wollen. Daran ändert die Tatsache nichts, daß die *Veranlassung* zu einem musikalischem Gebilde gewiß ein Erlebnis des Autors ist, also ein Tatsächliches, welches doch immerhin konkret genug wäre, um in Worte gekleidet werden zu können." Wichtig ist, daß er eben nicht die unmittelbaren Anstöße zu einer Komposition als ihr Programm verstanden haben wollte. Es geht in der sechsten Sinfonie z.B. nicht um die subjektive Verarbeitung eines individuellen Todes, selbst wenn der Komponist solchen Schmerz durch Komponieren verarbeitete. Aber ein objektives Programm – wie das hier angegebene – fällt nicht unter dieses Edikt. Im Gegenteil gäbe es „von *Beethoven angefangen,* keine moderne Musik, die nicht ihr inneres Programm hat." Er schiebt aber gleich nach: „Keine Musik ist etwas wert, von der man dem Hörer zuerst berichten muß, was darin erlebt ist – respektive was er zu erleben hat. – Und so nochmals: pereat – jedes Programm! – Man muß

eben Ohren und ein Herz mitbringen und – nicht zuletzt – sich *willig* dem Rhapsodien hingeben. Ein Rest Mysterium bleibt immer – selbst für den Schöpfer!“ Diesem dritten Argument kann man kaum entgegnen und auch Schönberg kommt in seiner Lobesrede auf Mahler zu keinem anderen Schluß, als das es am besten wäre, man würde sich Mahler einfach anhören. Aber ohne Krücken würde das nicht funktionieren und so schiebt auch Schönberg lieber einige Seiten nach, in denen er beweist, was eigentlich unmittelbar klar sein soll.

Das hier angegebene Programm – der Aufstand und die Niederlage der ersten Arbeiterbewegung – ist aber auch seinem Inhalt nach zu kurz gegriffen. Die Arbeiterbewegung wußte mit den Frauen nicht viel mehr anzufangen, als sie zu Männern zu machen; Sie sollten arbeiten und kämpfen. Es fehlt dadurch weitgehend die sinnliche Seite der durchweg streng diszipliniert gedachten Revolution. Lenin z. B. liebte zwar die Sirenenklänge der Musik: „Ich kenne nichts Schöneres als die ‚Appassionata' und könnte sie jeden Tag hören. Eine wunderbare, nicht mehr menschliche Musik!“, lehnte aber zugleich deren Menschlichkeit ab: „Aber allzu oft kann ich diese Musik doch nicht hören. Sie wirkt auf die Nerven, man möchte liebe Dummheiten reden und Menschen den Kopf streicheln, die in schmutziger Hölle leben und trotzdem solche Schönheiten schaffen können. Aber heutzutage darf man niemandem den Kopf streicheln – die Hand wird einem sonst abgebissen.“ Die Appassionata von Beethoven ist nicht gerade gewaltfrei und auch die Mahlerschen Sinfonien sind es nicht, aber es gibt hier jeweils auch Phasen der Entspannung. Wer den roten Terror anführen will, kann das nicht ertragen. Mahler dagegen erkennt die weibliche Seite der Welt an und komponiert Mars niemals ohne Venus; es gibt bei ihm schöne Adagios, mühsame Einleitungen und lyrische Intermezzi. Bisweilen suspendiert er die Entwicklung; alle Anspannung wird fahren gelassen. Die Musik überläßt sich dann – im Auge des Sturms – vollständig dem Augenblick, bis die Welt oft sehr brutal wieder hereinbricht. Die Mahlerschen Sinfonien spiegeln daher nicht die empirische Arbeiterbewegung, sondern eine utopische Variante derselben: „So werden wir einst sein, wenn wir uns durchgerungen haben.“ (Schönberg)

FRANZ HAHN



Franz Hahn, Dirigent und Gesangspädagoge, wurde 1959 im hessischen Butzbach geboren. Schon früh lernte er im dörflichen Chor die Faszination des Singens kennen. Später machte er die Musik zu seiner Profession. Er studierte in Frankfurt, Fukuoka und Heidelberg und erhielt zahlreiche internationale Auszeichnungen. Bei allem Erfolg ist Franz Hahn ein bodenständiger Mensch geblieben. Er züchtet Schafe, schlägt sein Holz selbst und genießt das oberhessische Essen.

Aus der Abderitengeschichte

„Sagen Sie mir doch“, fuhr die Base fort, „in welchem unter allen diesen Ländern gefiel es Ihnen am besten?“

„Wo könnt es einem besser gefallen, als – zu Abdera?“

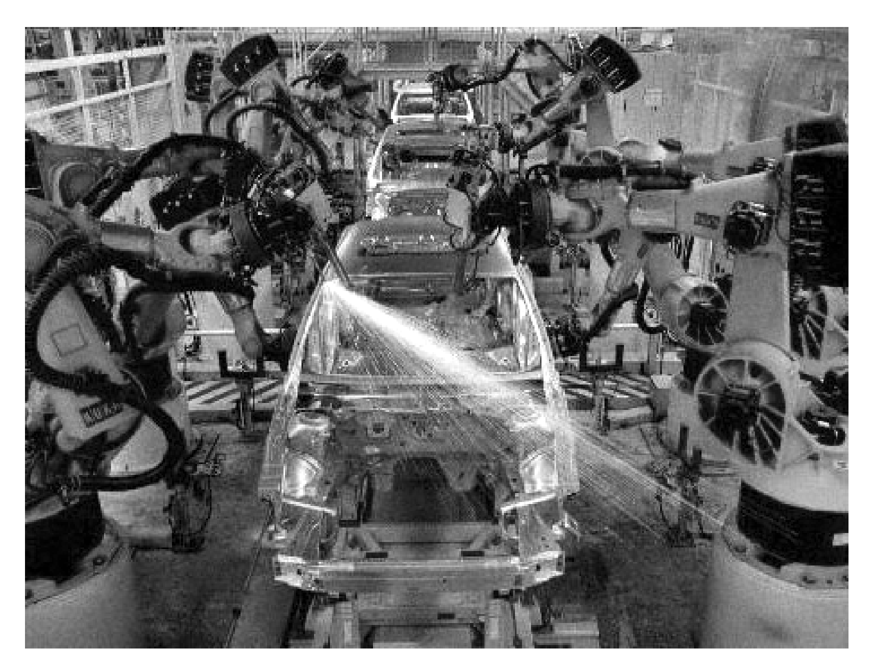
„O wir wissen schon daß dies Ihr Ernst nicht ist. Ohne Komplimente! antworten Sie der jungen Dame wie Sie denken“, – sagte der Ratsherr.

„Sie werden über mich lachen“, erwiderte Demokrit: „aber weil Sie es verlangen, schöne *Klonarion*, so will ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Haben Sie nie von einem Lande gehört, wo die Natur so gefällig ist, neben ihren eigenen Verrichtungen auch noch *die Arbeit der Menschen auf* sich zu nehmen? Von einem Lande, wo ewiger Friede herrscht? wo niemand Knecht und niemand Herr, niemand arm und jedermann reich ist; wo der Durst nach Golde zu keinen Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kann; wo eine Sichel ein eben so unbekanntes Ding ist als ein Schwert; wo der Fleißige nicht für den Müßiggänger arbeiten muß; wo es keine Ärzte gibt weil niemand krank wird, keine Richter weil es keine Händel gibt, keine Händel weil jedermann zufrieden ist, und jedermann zufrieden ist, weil jedermann alles hat was er nur wünschen kann; – mit Einem Worte, von einem Lande, wo alle Menschen so fromm wie die Lämmer, und so glücklich wie die Götter sind? – Haben Sie nie von einem solchen Lande gehört?“

„Nicht, daß ich mich erinnerte.“

„Das nenn ich ein Land, Klonarion! Da ist es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naß und nie zu trocken; Frühling und Herbst regieren dort nicht wechselsweise, sondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich, in ewiger Eintracht. Berge und Täler, Wälder und Auen sind mit allem angefüllt, was des Menschen Herz gelüsten kann. Aber nicht etwa daß die Leute sich die Mühe geben müßten die Hasen zu jagen, die Vögel oder Fische zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die sie essen wollen; oder daß sie die Gemächlichkeiten, deren sie genießen, erst mit vielem Ungemach erkaufen müßten. Nein! alles macht sich da von selbst. Die Rebhühner und Schnepfen fliegen einem gespickt und gebraten um den Mund, und bitten demütig daß man sie essen möchte; Fische von allen Arten schwimmen gekocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Austern, Krebse, Pasteten, Schinken und Ochsenzungen liegen. Hasen und Rehböcke kommen freiwillig herbei gelaufen, streifen sich das Fell über die Ohren, stecken sich an den Bratspieß, und legen sich, wenn sie gar sind, von selbst in die Schüssel. Allenthalben stehen Tische, die sich selbst decken; und weich gepolsterte Ruhebettchen laden allenthalben zum Ausruhen vom – Nichtstun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denselben rauschen kleine Bäche von Milch und Honig, von Cyprischem Wein, Zitronenwasser und andern an-

genehmen Getränken; und über sie her wölben sich, mit Rosen und Schasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläser, die sich, so oft sie ausgetrunken werden, gleich von selbst wieder anfüllen. Auch gibt es da Bäume, die statt der Früchte kleine Pastetchen, Bratwürste, Mandelkrapfen und Buttersemmeln tragen; andere, die an allen Ästen mit Geigen, Harfen, Cithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen sind, welche von sich selbst das angenehmste Konzert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menschen, nachdem sie den wärmern Teil des Tages verschlafen und den Abend vertanzt, versungen und verscherzt haben, erfrischen sich dann in kühlen marmornen Bädern, wo sie von unsichtbaren Händen sanft gerieben, mit feinem Byssus, der sich selbst gesponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den kostbarsten Essenzen, die aus den Abendwolken herunter tauen, eingebalsamt werden. Dann legen sie sich auf schwellende Polster um volle Tafeln her, und essen und trinken und lachen, singen und tändeln und küssen die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum sanftern Tage macht; und – was noch das angenehmste ist –“



Wenn jedes Werkzeug auf Geheiß, oder auch vorausahnend, das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie des Dädalus Kunstwerke sich von selbst bewegten oder die Dreifüße des Hephästos aus eignem Antrieb an die heilige Arbeit gingen, wenn so die Weberschiffe von selbst webten, so bedarf es weder für den Werkmeister der Gehilfen noch für die Herren der Sklaven.

(Aristoteles, Politeia, 1253b)

„O gehen Sie, Herr Demokrit, Sie haben mich zum besten! Was Sie mir da erzählen, ist ja das Märchen vom *Schlaraffenlande*, das ich tausendmal von meiner Amme gehört habe, wie ich noch ein kleines Mädchen war."

„Aber Sie finden doch auch, Klonarion, daß sichs gut in diesem Lande leben müßte?"

„Merken Sie denn nicht, daß unter allem diesem eine geheime Bedeutung verborgen liegt?" sagte der *weise Ratsmann*; „vermutlich eine Satire auf gewisse Philosophen, welche das höchste Gut in der Wollust suchen."

Schlecht geraten, Herr Ratsherr! dachte *Demokrit.*

„Ich erinnere mich in den *Amphiktyonen des Teleklides* eine ähnliche Beschreibung des goldnen Alters gelesen zu haben", – sagte Frau *Salaband.*

„Das Land, das ich der schönen Klonarion beschrieb", sprach der Naturforscher, „ist keine Satire: *es ist das Land, in welches von jedem Dutzend unter euch weisen Leuten zwölf sich im Herzen hinein wünschen und nach Möglichkeit hinein arbeiten*, und in welches uns eure *Abderitischen Sittenlehrer hinein deklamieren wollen; wenn anders ihre Deklamationen irgend einen Sinn haben."*

„Ich möchte wohl wissen, wie Sie dies verstehen!" – sagte der *Ratsherr*, der (vermög' einer vieljährigen Gewohnheit, nur *mit halben Ohren* zu hören, und sein Votum im Rate *schlummernd* von sich zu geben) sich nicht gern die Mühe nahm einer Sache lange nachzudenken.

„Sie lieben eine starke Beleuchtung, wie ich sehe, Herr Ratsmeister", erwiderte *Demokrit*. „Aber zu viel Licht ist zum Sehen eben so unbequem als zu wenig. *Helldunkel ist*, deucht mich, gerade so viel Licht, als man braucht, um in solchen Dingen weder zu viel noch zu wenig zu sehen. Ich setze voraus, daß Sie überhaupt sehen können. Denn wenn dies nicht wäre, so begreifen Sie wohl, daß wir beim Lichte von zehentausend Sonnen nicht besser sehen würden, als beim Schein eines Feuerwurms."

„Sie sprechen von Feuerwürmern?" – sagte der *Ratsherr*, indem er bei dem Worte Feuerwurm aus einer Art von Seelenschlummer erwachte, in welchen er über dem Gaffen nach Salabandens Busen, während Demokrit redete, gefallen war. - „Ich dachte wir sprächen von den Moralisten."

„Von Moralisten oder Feuerwürmern, wie es Ihnen beliebt", versetzte Demokrit. „Was ich sagen wollte, um Ihnen die Sache, wovon wir sprachen, deutlich zu machen, war dies: Ein Land, wo ewiger Friede herrscht, und wo alle Menschen in gleichem Grade frei und glücklich sind; wo das Gute nicht mit dem Bösen vermischt ist, Schmerz nicht an Wollust und Tugend nicht an Untugend grenzt, wo lauter Schönheit, lauter Ordnung, lauter Harmonie ist; – mit Einem Wort, ein Land, *wie Ihre Moralisten den ganzen Erdboden haben wollen*, ist entweder ein Land, wo die Leute *keinen Magen und keinen Unterleib* haben, oder es muß schlechterdings das Land sein,

das uns *Teleklides* schildert, aus dessen *Amphiktyonen* ich (wie die schöne Salabanda sehr wohl bemerkt hat) meine Beschreibung genommen habe. *Vollkommene Gleichheit, vollkommene Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, immer währende Eintracht* - kurz, *die Saturnischen Zeiten*, wo man keine Könige, keine Priester, keine Soldaten, keine Ratsherren, keine Moralisten, keine Schneider, keine Köche, keine Ärzte und keine Scharfrichter braucht, sind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefähr eben so viel sagen will) *wo man keine Bedürfnisse hat.* Dies ist, wie mich deucht, so klar, daß es demjenigen, dem es dunkel ist, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klärer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern sich Ihre Moralisten darüber, daß die Welt so ist wie sie ist: und wenn der ehrliche Philosoph, der die Ursachen weiß warum sie nicht anders sein kann, den Ärger dieser Herren lächerlich findet; so begegnen sie ihm als ob er ein Feind der Götter und der Menschen wäre; welches zwar an sich selbst noch lächerlicher ist, aber zuweilen da, wo die milzsüchtigen Herren den Meister spielen, einen ziemlich tragischen Ausgang nimmt."

„Aber was wollen Sie denn, daß die Moralisten tun sollen?"

„Die Natur erst ein wenig *kennen* lernen, ehe sie sich einfallen lassen es besser zu wissen als sie; verträglich und duldsam gegen die Torheiten und Unarten der Menschen sein, welche die *ihrigen* dulden müssen; durch Beispiele bessern, statt durch frostiges Gewäsche zu ermüden oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Wirkungen fordern wovon die Ursachen noch nicht da sind, und nicht verlangen daß wir die Spitze eines Berges erreicht haben sollen, ehe wir hinauf gestiegen sind."

„So unsinnig wird doch niemand sein?" – sagte der Abderiten einer.

„So unsinnig sind neun Zehnteile der Gesetzgeber, Projektmacher, Schulmeister und Weltverbesserer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage!" - sagte *Demokrit.*

Die zeitverkürzende Gesellschaft, welche die Laune des Naturforschers unerträglich zu finden anfing, begab sich nun wieder nach Hause, und träumte unterwegs, beim Glanz des Abendsterns und einer schönen Dämmerung, von Sphinxen, Einhörnern, Gymnosophisten und Schlaraffenländern; und so viel Mannigfaltigkeit auch unter allen den Albernheiten, welche gesagt wurden, herrschte, so stimmten doch alle darin überein: daß *Demokrit* ein wunderlicher, einbildischer, überkluger, tadelsüchtiger, wiewohl bei allem dem ganz kurzweiliger *Sonderling* sei . – „Sein Wein ist das Beste, was man bei ihm findet", sagte der *Ratsherr.*

Gütiger Anubis! dachte Demokrit, da er wieder allein war: was man nicht mit diesen Abderiten reden muß, um sich - die Zeit von ihnen vertreiben zu lassen!

CHRISTOPH MARTIN WIELAND

Nichtidentität der Liebe

Er forderte auch dazu auf, sich mit aller Macht des Liebesgenusses zu enthalten, welchen die Schönen gewähren. Er sagte, daß einer, der diese berühre, sich nicht leicht im Zaume halten könne. So hatte er denn erfahren, daß eins Kritobulos, der Sohn des Kriton, den schönen Sohn des Alkibiades geküßt habe. In Anwesenheit des Kritobulos fragte er nun den Xenophon:

SOKRATES: Sage mir, Xenophon, warst du nicht der Meinung, Kritobulos gehöre eher zu den besonnenen Menschen als zu den waghalsigen und eher zu den überlegten als zu den unbedachten und Draufgängern?

XENOPHON: Ja ganz gewiß.

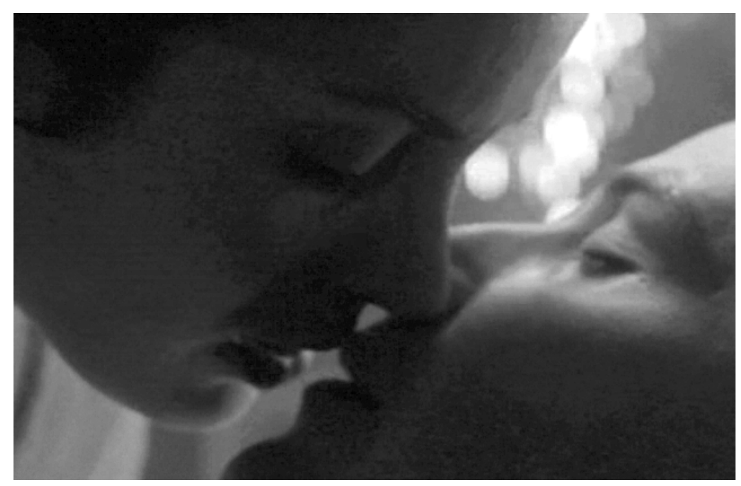
S.: Nun glaube aber, daß er sehr heißblütig und zügellos ist! Er könnte sich wohl mit dem Kopf voran in Schwerter stürzen oder auch ins Feuer springen.

X.: Auf Grund welcher Beobachtung bist du zu dieser Anschuldigung gegen ihn gekommen?

S.: Wagte es Kritobulos nicht, den Sohn des Alkibiades zu küssen, der schön anzusehen ist und in seiner Jugendblüte steht?

X.: Wenn nur dieses die waghalsige Tat ist, so glaube auch ich, eine solche Gefahr bestehen zu können.

S.: Du Unglücklicher, und was glaubst du für Folgen zu erleiden, wenn du einen Schönen geküßt hast? Glaubst du nicht, daß du sofort ein Sklave bist an Stelle



„I'll show you how deep the rabbit-hole goes“ – Szene aus „Ein Heldenleben. Epos für Jungs“
http://cutuphistory.org/media/Heldenleben.avi

eines Freien, daß du vieles aufwendest für verderbliche Vergnügungen, daß du gar keine Muße mehr hast, dich mit etwas Schönem und Gutem abzugeben, daß du vielmehr gezwungen würdest, dich ernsthaft mit Dingen zu befassen, mit denen sich nicht einmal ein Rasender befassen würde?

X.: Beim Herakles, welch gewaltige Kraft legst du dem Kusse bei!

S.: Und darüber wunderst du dich? Weißt du nicht, daß Spinnen, die nicht einmal einen Obolos groß sind, durch bloße Berührung mit dem Munde die Menschen mit wahnsinnigen Schmerzen zur Verzweiflung bringen und sie ihres Sinnes berauben?

X.: Ja gewiß, denn die Spinnen geben beim Biß etwas Gift mit.

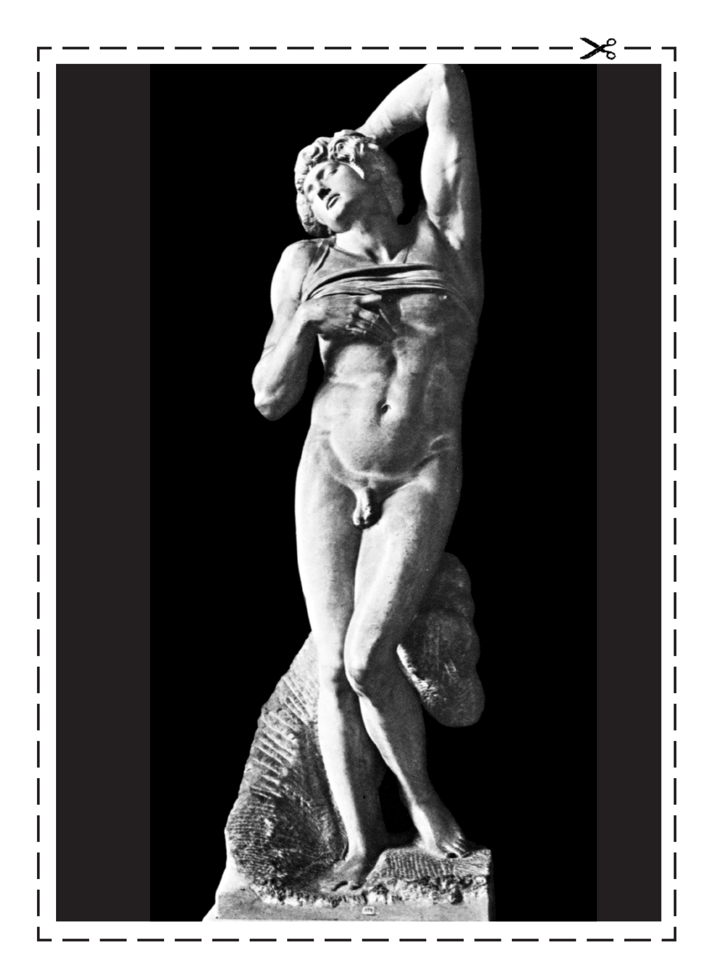
S.: Du Tor, glaubst du nicht, daß auch die Schönen denen, die sie küssen, etwas einflößen, das du nicht siehst? Weißt du nicht, daß dieses ‚Tier', welches sie ‚schön' und ‚reif', in dem Maße gefährlicher ist als die Spinne, als jene zwar durch Berührung, dieses aber nicht einmal durch Berührung, sondern schon, wenn es einer ansieht – mag es auch noch so weit weg sein – etwas einflößt, das Raserei entfacht? So rate ich dir denn, Xenophon, sooft du irgendeinen Schönen siehst, zu entfliehen, ohne dich umzuwenden, dir aber, Kritobulos, gebe ich den Rat, für ein Jahr ins Exil zu gehen, vielleicht wirst du aber kaum in so langer Zeit wieder gesund.

Gegen ein Vorurteil unserer Zeit

Die Fabel von der Scheide und dem Messer. Eines Tages gerieten Scheide und Messer in Streit; das Messer sagte zur Scheide: „Scheide, mein Lieb, du bist eine Schelmin, denn Tag um Tag nimmst du neue Messer auf..." Die Scheide antwortete dem Messer: „Messer, mein Freund, du bist ein Schelm, denn Tag um Tag wechselst du die Scheide..." – „Scheide, du hast mir was anderes gelobt..." – „Messer, du hast mich als erster betrogen..." Dieser Streit war bei Tisch entbrannt; Scheidenfutter, das zwischen Scheide und Messer saß, nahm das Wort und sagte: „Du, Scheide, und du, Messer, ihr hattet beide recht zu wechseln, denn das Wechseln hat euch gefrommt; unrecht hattet ihr nur, als ihr euch geschworen habt, nie zu wechseln. Messer, sahst du nicht, daß Gott dich geschaffen hat, in viele Scheiden zu passen, und Dich, Scheide, mehr als ein Messer aufzunehmen? Ihr habt gewisse Messer töricht gescholten, die gelobten, ganz ohne Scheiden auszukommen, und gewisse Scheiden närrisch genannt, die gelobten, sich jedem Messer zu verschließen: aber eins wie das andere habt ihr nicht bedacht, daß ihr beinahe genauso töricht und närrisch wart, als ihr geschworen habt, du, Scheide, bei einem Messer, und du, Messer, bei einer Scheide zu bleiben."

DENIS DIDEROT

Sammelbild zum Ausschneiden (Nr. 5)



Der sterbende Gefangene

Der Fungus – Diagnosis, Inquisitio, Remedia, Sanatio.

Disputatio von
Aemilius Vulpis,
doctor rerum physiologicarum,
der hippokratischen
Sektion der FDPH
zu Asklepieion
vorgelegt
239 anno Hegelii

Vorbemerkung

Werden die Wörter wolkiger und die Backen bräsig; werden die Abendbrote kalt über den bramarbasierten Betonungen und die Bierbrühen schal über dem repetierten Rabbeln; wollen die Pupillen sich eintrüben und zurückrutschen in auffallend aschfarbene Haut; rammelt die Düsternis in den Zimmerecken und die Sperrigkeit hinter den Stirnen; werden die Aufenthalte bei abgemähten Angelegenheiten länger und die Aufbrüche besser zeitiger – dann mag der Dir gegenübersitzt den Fungus haben.

Infektion und Verbreitung

Immer mehr Menschen sind heute vom Fungus betroffen. Bei einer Funguserkrankung handelt es sich, grob gesprochen, um eine *aegrotatio* (Krankheit, Geisteskrankheit), eine aegrotatio jedoch, die genauer im Sinne einer *temptatio* (Probe, Folter, Versuchung) zu verstehen ist. Diese temptatio nimmt regelmäßig den Verlauf einer *infirmitas* (Krankheit, körperlich, Wankelmut, geistige und moralische Schwäche). Zu beachten ist, daß der Fungus sowohl auf die Psyche als auch auf die Physis wirkt – erfahrene Aesculapi haben deswegen beim Fungus ebenso von einer psychosomatischen wie von einer somatopsychischen Erkrankung gesprochen.

Die Infektion erfolgt irritierend schnell. Man muß den Fungus nicht verzehren; manchmal genügt es bereits, an einem geschnuppert zu haben, in dem der Fungus schlummert, und so von den salpetrigen Sporen angeweht worden zu sein. Der manifeste Fungus breitet sich im gesamten Organismus aus. Die wohl am häufigsten zu beobachtenden Fungi sind der Fußfungus, der Fühlfungus, der Sexualfungus, der Hautfungus und, vor allen anderen, der Hirnfungus (Räsonnierfungus und *fungi fato*).

So wie die Fungi im Forst in sauren Böden stecken, strecken sie ihre Mycellien im menschlichen Körper aus; dabei bevorzugen sie das saure oder kränkliche Gewebe als Nahrungsspender. Fungi

können sich nur dort ansiedeln, wo der Körper abwehrschwach und das Gewebe nicht mehr ausreichend lebendig ist. Auf der Haut bevorzugen Fungi feuchtwarme Stellen; manche Fungi breiten sich auf der ratlosigkeitsbekratzten Kopfhaut aus, in den uneingesehenen Hautfalten, in schamüberbesetzten Schleimhäuten, unter brennenden Nägeln. Der sogenannte Sexualfungus befällt neben ergebnislos effeminierten Männern auch immer mehr murkelig maskulinisierte Frauen.

Ganz gleich, um welche Form es sich handelt: Ein Fungus ist grundsätzlich nicht nur sehr unangenehm, sondern er stellt auch für das Umfeld des Befallenen eine Peinlichkeit und Belastung dar – umsomehr, als der Befallene selbst im Regelfall verneinen oder verleugnen wird, daß ihn der Fungus hat. Hierin liegt seit je eine der größten Tücken der Funguserkrankung, denn „die gefährlichsten Kranken“ sind bekanntlich die, „die *nicht wissen, daß sie krank sind*“. (Hippokrates) Die Kranken sollten nichtsdestoweniger stets auf ihre Krankheit hingewiesen werden, denn „die Wunden, die wir nicht nennen, sind gerade diejenigen, an denen wir verbluten.“ (Lewinger, *Lesefr.*, Bremen 1881)

Ursachen und Wirkungsweise

Ein jeder Fungus nimmt seinen Verlauf ausgehend vom Verdauungstrakt. Hier verschiebt sich das für gewöhnlich verständige Verhältnis des zu Verdauenden allmählich deutlich zur latent widerständigen Unverständigkeit bis manifesten Sperrigkeit und Borniertheit. Die Fungi, die üblicherweise in einem verhältnismäßig geringem Maße in jedem Verdauungstrakt zu finden sind, nehmen überhand und verdrängen die Verständigkeitskorpuskel. Diese Verschiebung nennt man auch *Dysbiose* oder *Dysfungie*. Gründe für die Dysfungie können – unter vielem anderem – sein: *inscitia* (Unerfahrenheit, Unwissenheit), *ignorantia* (Unwissenheit, Unkenntnis), *caligo* (Elend, Finsternis, Dunkel, Qualm, Dunst), *contumacia* (Trotz, Widerspenstigkeit, Eigensinn, Stolz, Mißachtung des Gerichts), versteckte oder offene *superbia* (Hochmut, Überheblichkeit), seltener auch einfache *simplicitas* (Einfalt, Naivität) oder *stupor* (Staunen, Dummkopf, Verblüffung).

Rein nach der physiologischen Seite betrachtet, besteht die Vergiftung zunächst wesentlich darin, daß der Fungus eine Überproduktion von schwarzem Gallensaft bewirkt, der sich vom Verdauungstrakt über den gesamten Organismus ausbreitet. Anzeichen eines Fungus im Verdauungstrakt können beispielsweise sein: unerklärliche Schmerzen im Brust- und Bauchraum; Unverdaulichkeit fester und kräftiger Lebensmittel; Sodbrennen; schmerzhafte Blähungen nach dem Verzehr nahrhaften Nihilins.

Treten derartige Symptome auf, sollte auch ein nicht-lokal beschränkter

Fungus in Betracht gezogen und – vorbehaltlich weiter unten zur Sprache kommender Einschränkungen – durch einen kundigen Medicus behandelt werden. Wird eine Behandlung durch einen Medicus in Erwägung gezogen, sollte sich der Fungusbefallene insonders vor solchen selbsternannten Heilern inachtnehmen, die nicht nach aesculapischen Grundsätzen wirken. Diese sind in aller Regel Dilettanten, Kurpfuscher, Quacksalber, zudem nicht selten selbst aufs ernsteste vom Fungus befallen – entsprechend wüst pflegt ihre Weise der *sanatio* denn auch auszufallen. Schon Logau wußte: „was darf ich und gut mit aerzten gar verzehren / sie kraenken manchmal mehr als sie gesund gewehren" (Logau 1, 9, 66), und Schwarzenberg rief denn auch mit Fug und Recht: „ir aerzet spotten der gesund!" (Schwarzenb. 153,1; Ertzt 96,2)

Symptome und Verlauf

Nimmt also jeder Fungus im Verdauungstrakt seinen Ausgang, so spricht man von einer Funguserkrankung im eigentlichen Sinne, wenn das Auftreten von mehreren oder sämtlichen der nachfolgenden Symptome im aufgelisteten oder andersreihigen – selten auch invertierten – Ablauf beobachtet wird:

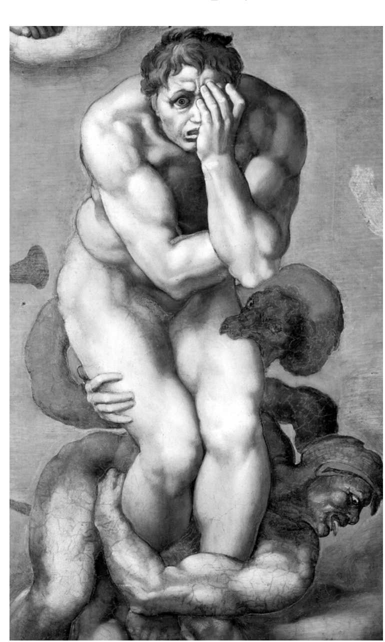
Für gewöhnlich kann man bei einem Fungusinfizierten das Abhandenkommen der *iucunditas* (Wohlbehagen, Frohsinn, Lebensfreude) und das Aufkommen einer zunehmenden *confusio* (Verwirrung, Unordnung, Flachheit) beobachten. Der Fungusbefallene verspürt ein immer stärker werdendes Bedürfnis, sich der *avia* (Einöde, Einsamkeit, Wildnis) hinzugeben: „Sie [„die Einsamkeit"] meidet die Pfade, / flieht Park und Alleen, / und weilt am Gestade romantischer Seen." (Matthison, *Ged.* 76 (1794)). Die deutsche Sprache hat hier den Ausdruck *Weltflucht* ausgeprägt, welche die Aesculapi Voß und Hegel ganz richtig als eine „Scheu vor der Wirklichkeit" charakterisiert haben (Voß, 23, 451; Hegel, *Ästh.*).

Dieses Bedürfnis mag Menschen, die im Umgang mit Betroffenen ungeübt sind, zumindest im Anfangsstadium der Erkrankung als *mobilitas* (Beweglichkeit) erscheinen, da das Bedürfnis, sich zurückzuziehen, von *aestus* (Unruhe, Hitze, Brandung, Glut, Flut, heftige Leidenschaft) und damit einhergehendem *clamor* (Lärm, Geschrei, Applaus, Werbung) bzw. *multiloquium* (Geschwätzigkeit) und „explaining away" (D. W. Winnicott) in schnellem Wechsel abgelöst werden kann. Die Pseudo-mobilitas entpuppt sich jedoch auch schon dem kaum geschulten Blick rasch als eine ernste *levitas* (Leichtfertigkeit, Haltlosigkeit, moralische Schwäche), die stets von tieferwurzelnder *inane* (Luft, Leere, Vakuum, Unterwelt) begleitet wird. Der Funguskranke klagt deswegen oft ausgiebig und lauthals über *satietas* (Überdruß, Langeweile), welche sich im fortgeschritteneren Stadium der Fungusvergiftung zu gravierendem *taedium* (Abscheu, Widerwille, Ekel, Lebensüberdruß) zu steigern pflegt.

Pavor und De profundis clamavi-Syndrom

Maeror (Trauer, Betrübtheit) und *senium* (Trauer, Altersschwäche) gehen im Verlauf der Erkrankung stets über in *metus* (Furcht, Zwang) und *trepidatio* (Verwirrung, Zittern, Bangen). Langeweile und Lebensüberdruß münden schließlich in offene *quiritatio* (Jammern, Hilferuf, Angstschrei). Dies nun stellt einen besonders heiklen Punkt in der Behandlung des Fungus dar. Hier liegt eine der größten Herausforderungen – sowohl für den Fungusvergifteten selbst wie auch für den Medicus.

Denn der Medicus darf die quiritatio nicht voreilig als Ruf des Funguskranken nach Heilung mißdeuten – hier wäre leider nur allzuoft der Wunsch Vater der Diagnose (vgl. Dorothea Erxleben, *Academische Abhandlung von der gar zu geschwinden und angenehmen, aber deswegen öfters unsicheren Heilung der Krankheiten*, Quedlinburg 1754). Paradoxerweise ist das Jammern und Klagen (quiritatio) sehr oft eigentlich der Ruf nach Vertiefung der Funguskrisis – d. h., auch wenn ein Wunsch nach Heilung vom Fungusbefallenen *expressis verbis* ausgedrückt wird, liegt der quiritatio häufig der als Heilungswunsch bemäntelte Wunsch des Fungusinfizierten zugrunde, tiefer in die Funguskrisis, nämlich in ein *Fungusdelir* hineingestoßen zu werden. Bezugnehmend auf die von der Gruppe FDPH mitgeteilte *Typologie des Zuschauers* benamst Verf. den in Rede stehenden Komplex in situ daher als „*De profundis clamavi*-Syndrom“.



Pavor oder Realangst? Ein Verdammter auf dem Weg in die Hölle.

Wie aus Vorstehendem leicht zu erschließen, leidet der manifest Fungus-Vergiftete mithin an *pavor* (Angst, Furcht, Schrecken), der sich bis hin zu akutem *terror* (Todesangst, Hiobsbotschaft) steigern kann. E. Blochs Versuch einer näheren Bestimmung dieser Angst ist nicht ganz zutreffend – da er aber auch nicht falsch ist, sei er hier heuristisch herangezogen: „Die Hölle ist kraft der Aufklärung verschwunden, doch das Korrelatsproblem des ganz und gar durchdringenden, des metaphysischen Grauens ist geblieben. Sein Aufenthalt ist allemal das Jetzt, ein blutiger Spalt im Dunkel des Jetzt und des in ihm Befindlichen. Daß ein solch unmittelbares Grauen existiert, daß es von anderer Art ist als die entsetzliche Realangst vor wirklich Gewordenem, steht außer Zweifel. Sein Element ist der unerträgliche Augenblick, ein oft, doch nicht immer pathologisches Gebilde, ein fast fällendes Entsetzen an sich selbst", schreibt Bloch zum Problem. (E. Bloch, *Prinzip Hoffnung*, 350) Weiter heißt es dort: „Angst erscheint [...] als eine Erwartung nach der unbestimmt-finsteren Seite, nach Seite des würgenden, starrenden Nichts im Real-Möglichen." „Treffend wurde von Dehio aufs Dissolate dieses Interieurs hingewiesen", schließt Bloch, und charakterisiert „die Angst als die Berührung mit einem möglichen Abgrund, der nicht einmal einen Boden hat, auf dem das Fallen zerschellt", als einen „Stupor, worin eine in dauerndem Jetzt eröffnete Verzweiflung starrt". Notabene weisen Duktus und Diktion Blochs hier durchaus einige Anzeichen von Fungus auf (fungusgeboren im übrigen auch Blochs „ewige Hofferei").

Die Verzweiflung und der Leidensdruck des Fungusbefallenen kann diesem schließlich subjektiv so unerträglich werden, daß sogar die durch das Wirken des Fungus herbeibeschworenen Entleibungsphantasien plötzlich vernünftig und gerechtfertigt erscheinen: „Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich dir ohne romantische Überspannung." (Göte, 16, 160)

Wohlgemerkt: Die Realität gibt einem bisweilen allen Grund zur Furcht – Funguserkrankte jedoch fürchten sich gerade dann oft nicht, wenn Furcht eigentlich am Platze wäre. Bei pavor und terror handelt es sich jedoch gerade nicht um „Realangst" (Freud), sondern um eine Angst, die, kurz gesagt, zumeist den falschen Gegenstand aus falschen Gründen trifft.

Bisher viel zu wenig beachtet worden ist auch in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß pavor und terror bei Fungus von *culpa* (Schuld, Fahrlässigkeit, Untat, Unzucht) hervorgerufen werden – und zwar häufig ohne daß der Fungusinfizierte sich dessen gewahr würde. Der Grund des Schuldempfindens bleibt zumeist im Dunkeln, und kann auch deswegen kaum ans Tageslicht gebracht werden, weil es sich hier zum einen um Verstrickungen des Funguskranken in seine eigene Persönlichkeit handelt – zum anderen heften sich diese Selbstverstrickungen des Funguskranken stets an Gegenstände, die, näher besehen, eigentlich gar nichts mit ihm, seiner Persönlichkeit und seiner tatsächlichen Situation zu tun haben. Es ist dies ein Ausweichmanöver des Fungus, eine Verschleierungstaktik, die bei jeder Fungus-Behandlung unbedingt in Rechnung gezogen werden sollte. Denn

wenn der Medicus sich hier nicht von besonderer Umsicht leiten läßt, macht er sich unter der Hand zum Erfüllungsgehilfen der Ziele des Fungus. Falsche Diagnose und übereilte Wahl kontraindizierter Remedia durch Scharlatane und unerfahrene Aesculapi haben hier bereits phasenweise ernste Verschärfungen des Fungus, ja selbst chronischen Fungus ausgelöst – letzteres glücklicherweise nur in besonders komplizierten Einzelfällen. („Die Probe war fast zu kühn für die romant'sche Treue, / die nicht erwiedert werden soll" (Schiller 5, 1, 129).)

Dem Aesculap obliegt hier also äußerste Sorgfalt; überhaupt darf er den sekundären Krankheitsgewinn, den der Fungus stets auch mit sich bringt, niemals unterschätzen. Dem *De profundis clamavi*-Syndrom begegnet man mithin durch Aktivierung der höchsten Aesculapkunst (hier sei beispielhaft auf Sokrates verwiesen). Freundliche Genesungswünsche vorbeizuschicken, etwa vermittels einer anmutigen Ansichtskarte, kann allerdings auch nicht schaden. Denn „wer wird sein Leben gegen einen so romantischen Fratzen wagen" (Göte, 10, 81).

Weitere Symptome, nebst einiger plastischer Illustrationen

Neben den beschriebenen Symptomen der Funguserkrankung sind in allen Stadien regelmäßig zu beobachten: Selbstanklagen; Selbstüberschätzung; Unentschlossenheit; Antriebslosigkeit; Konzentrationsschwäche; Schlafstörungen; vermindertes Selbstwertgefühl, abgewechselt von Grandiositätsanwandlungen; schwindendes Interesse. Weiters hervorgehoben werden müssen gestörte Farbwahrnehmung – Beteuerungen der Art: „Im Dunkeln ist gut munkeln" bzw. „In der Nacht sind alle Katzen grau" – und zügelloses Preisen der Lyra.

„Ein Muster ist", schreibt G. Heidegger bereits 1698, „dasz sie stracks einen romanischen Stilum in den Briefen annehmen." (G. Heidegger, *Mythoscopia romantica oder Discours von den so benannten Romans*, 116) Michelangelo klagt denn auch ganz so in einem seiner letzten Gedichte: „Ausgeleiert bin ich, zerrissen, zerbrochen durch all die Müh', und tot sind all die Wirtshäuser, wo ich einst aß. Meine Freude ist die Melancholie, meine Ruhe die Qualen. Als Narrenfigur wär' ich gut, mit dieser Hütte hier, mitten unter prächtigen Palästen. Die Liebesflamme ist erloschen, die Seele ist kahl. [...] Die Liebe, die Musen, die blühenden Grotten, alles ist in Unrat erstickt. Was hilft's, soviel Puppen gemacht zu haben, wenn man so endet wie der, welcher den Ozean überqueren wollte und im Sumpf absackt! Die wohlgelobte Kunst, von der ich soviel wußte, brachte mich hierher. Arm, alt und untertan. Ich löse mich auf, wenn ich nicht bald sterbe!" usw. usf.

Niemals fehlt – wie eingangs angedeutet und auch aus dem vorangegangenen Beispiel ersichtlich – eine absonderlich gefärbte Redeweise. Der Fungusbefallene F. v. Hardenberg hat ebendieses Gerede als „Poesie" bezeichnet: „Die Poesie heilt die Wunden, die der Verstand schlägt. – Der Sinn für Poesie hat viel mit dem Sinn für Mystizism gemein. Er ist der Sinn für



Hatte ihn der Fungus?

das Eigentümliche, Personelle, Ungekannte, Geheimnisvolle, zu Offenbarende. Er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare. – Schön, romantisch, harmonisch sind nur Teilausdrücke des Poetischen. Das ganze Menschengeschlecht wird am Ende poetisch.“ (F. v. Hardenberg)

„Pim! pim! au weh! sprach sie, der Vater klingt!“ (*Maulaffe*, 21, 455) „Hat denn nicht“, fragte Ditfurth angesichts solcher Reden einmal, „die Pimpelgicht vor Schreck und Surprise Madame Pompadour gekriegt?“ (Ditfurth, *Hist. Volkslied. d. Sieb.jähr. Kriegs*, 32).

Generell ist ein Anzeichen der „Antwort der Tiefe“, daß sie sich „leidenschaftlich solcher Schnurrpfeifereien“ bedient. (A. Schmidt) Das Gefasel und Geflunker, das aus der Funguserkrankung hervorgeht, hat J. H. Voß sehr artig als „heillose[n] Mischmasch von allerlei buzigen, truzigen, schmuzigen und nichtsnuzigen Gassenhauern, samt abgestandenen Kirchenhauern“ bezeichnet. „Dieses prophetische Reden“, schreibt der verdienstvolle Aesculapgroßmeister Hegel trefflich, „meint gerade so recht im Mittelpunkte und der Tiefe zu bleiben, blickt verächtlich auf die Bestimmtheit (den *Horos*) und hält sich absichtlich von dem Begriffe und der Notwendigkeit entfernt, als von der Reflexion, die nur in der Endlichkeit hause. Wie es aber eine leere Breite gibt, so auch eine leere Tiefe, wie eine Extension der Substanz, die sich in endliche Mannigfaltigkeit ergießt, ohne Kraft, sie zusammenzuhalten – so ist dies eine gehaltlose Intensität, welche als lautere Kraft ohne Ausbreitung sich haltend, dasselbe ist, was die Oberflächlichkeit. [...] Indem sie sich dem ungebändigten Gären der Substanz überlassen, meinen sie, durch die Einhüllung des Selbstbewußtseins und Aufgeben des Verstands, die Seinen zu sein, denen Gott die Weisheit im

Schlafe gibt; was sie so in der Tat im Schlafe empfangen und gebären, sind darum auch Träume.“ (G.W.F. Hegel, *Ph. d. G.*) Kurz läßt sich beschriebener Sachverhalt folgendermaßen zusammenfassen: „Das Irrationale ist seinem Wesen nach mystifizierend, entfremdend und Ursache von Abhängigkeit und Regression.“ (G. Mendel) Oder, noch kürzer: „Pfui Bock.“ (A. Schmidt)

Weitere Symptome, nebst einiger plastischer Illustrationen (Fortsetzung)

Ebenfalls regelmäßig ist in mehr oder minder ausgeprägtem Maße die Beeinträchtigung, gelegentlich der völlige Zerfall von Farb-, Zeit- und Raumerfahrung zu beobachten: „und rennet verstört zu glimmenden Schatten und sympathetischen Finsternissen, wo die schwarzbraune Umlaubung romantisch [Brockes 1744: „romanisch“] über den fallenden Strom hängt [„where the dun umbrage o’er the falling stream, romantic, hangs“].“ (Tobler, Übersetzung von Thomsons *Jahreszeiten* (1765), 67). Diese Verirrungen wurzeln in einer blitzartigen Anschwärmerei von allem, das angeblich „natürlich“ ist: „Die Natur, und nur die Natur kann auch die Entwirrung des großen Weltgeschickes allein vollbringen.“ (R. Wagner)

In Vergessenheit gerät dabei, daß die so angesungene Natur freilich *menschengestaltet*, mindestens aber menschen*umgearbeitet* ist – wie die Ruinen, die Funguserkrankte so gern durchwandeln, aus zerfallenen, aber deswegen doch immer noch von Menschen erbauten architektonischen Gebilden bestehen.

Solcher schwärmerischer Vernebelung der Realwahrnehmung sitzen auch Menschen auf, die sich ansonsten erfolgreich gegen den Fungus zu wehren verstanden: „Ist es doch, als ob jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande: Heilig, heilig! Im Walde Entzücken! Wer kann alles ausdrücken? Allmächtiger im Walde! Ich bin selig, glücklich im Wald: jeder Baum spricht durch dich, o Gott! welche Herrlichkeit! In einer solchen Waldgegend, in den Höhe ist Ruhe, Ruhe, ihm zu dienen.“ (L. van Beethoven) Bloch bemerkte gegen solcherlei Anwandlungen: „Ich werde nicht mit jeder Pfütze grau und nicht von jeder Schiene mitgebogen, um die Ecke gebogen.“ Hier reckte wiederum der nicht von Fungus betroffene Teil des Blochischen Kopfes den Kopf.

Verf. sieht sich in der Pflicht, an dieser Stelle eine Reserve einzuschalten: Die Kritik der fungusgeborenen Naturanschwärmerei kann, wenn sie aus fungifiziertem Munde tönt, auch den Materialismus überhaupt meinen – also die Linie, die von d’Holbach und La Mettrie über Wieland, Göte, Feuerbach, bis hin zu Marx und Engels reicht. Die materialistische Auffassung jedoch unterscheidet sich *in allem und dem Grundsatz nach* vom Fungus. Der fungusgeborene Naturansang reicht nicht über eine quasi-hysterische Anbetung (der Natur, der Liebe, des xy) hinaus, die nicht nur ideologisch verzerrt, sondern im Grunde nur leer ist, weil sie ihren Gegenstand weder

trifft noch meint, sondern eine bloße Extension des fungusinfizierten Subjekts auf Nicht-Subjektives betreibt. Der Materialismus hingegen begreift auch die menschliche Welt als Teil des Naturprozesses und ist weit entfernt davon, ausgerechnet die unberührte Natur anzubeten, während alles andere bloß künstlich sei. Im Gegenteil, sagt Wieland, ist auch die Kunst des Menschen einfach der Gebrauch, „welchen die Natur von den Fähigkeiten des Menschen macht, theils um ihn selbst – das schönste und beste ihrer Werke – auszubilden, theils den übrigen ihm untergeordneten Dingen diejenige Form und Zusammensetzung zu geben, wodurch die am geschicktesten werden, den Nutzen und das Vergnügen der Menschen zu befördern. – Die Natur selbst ist es, welche durch die Kunst ihr Geschäft in uns fortsetzt; es wäre denn, daß wir ihr unbesonnenerweise entgegen arbeiten.“ (C.M. Wieland, *Koxkox und Kikequetzel*, 16, 60.) Wobei es sich versteht, daß gerade der Fungus zu letztgenannter Unbesonnenheit führt. Die Übergänge sind dabei wie immer fließend. So war Feuerbach ab 1848 leider zunehmend dem Fungus anheimgefallen und phantasierte im Fungusdelir über allerlei sonderbare Dinge. So gackste er einmal romantisch: „Das Höchste ist die Liebe des Menschen.“ (Feuerbach, 5, 116) Feuerbachs Pimpelgicht soll vom Aesculap Engels lakonisch lediglich folgendermaßen kommentiert worden sein: „Aber die Liebe! – Ja, die Liebe ist überall und immer der Zaubergott, der über alle Schwierigkeiten des praktischen Lebens hinweghelfen soll – und das in einer Gesellschaft, die in Klassen gespalten ist. Es bleibt nur die alte Leier: Liebet euch untereinander, fallt euch in die Arme ohne Unterschied des Geschlechts und des Standes – allgemeiner Versöhnungsdusel.“ (F. Engels, MEW 21, 289) Aber der dem Verf. zu Gebote stehende Raum ist begrenzt und die Geduld des Lesers nicht ewig; Verf. beläßt es daher bei dieser knappen Darstellung des Materialismus.

Remedia und sanatio

Das Gift des Fungus wirkt schleichend und ruft so bunte und mannigfaltige Blendwerke hervor, daß Verf. hier kaum mehr als die sprichwörtliche Spitze des Eisbergs in den Blick zu rücken hoffen konnte. In dieser scheinbaren Mannigfaltigkeit und angeblichen Buntheit mag auch einer der Gründe für die Faszination zu suchen sein, die Fungusbefallene dazu verlockt, sich tiefer in ihre Krankheit hinabgleiten zu lassen. In schlimmsten Fällen sind jedoch Erstickungsanfälle aufgrund des Vermoderns der Sinnwege (vgl. dazu G. Büchner, *Über die Schädelnerven der Barben*, 1836) sowie Hirnfäulnis durch Vernunftunterversorgung (*fungi fato*) zu befürchten.

Wie also – läßt sich nun die Sanatio bewerkstelligen? Können wir dabei auf Remedia zurückgreifen?

Die Alten pflegten Fungusbefallenen dazumal Nieswurz zu verschreiben. „Hab Helleborus im Garten!“, lautete daher eine in der Antike weitverbreitete – aber bereits im Mittelalter in Vergessenheit geratene – botanische



Zweifelhafte Behandlung des Fungus aus der frühen Neuzeit. Heute nimmt man Nieswurz.

Begrüßungsformel. Hippokrates riet den akut funguskranken Bürgern von Abdera gar, zur Behandlung des Fungus ganze Schiffsladungen des Helleborus-Krautes nach Abdera einzuführen. Die Worte seiner Ansprache an die Bürger von Abdera lauten nach der Überlieferung folgendermaßen:

„Die gefährlichsten Kranken sind die, *die nicht wissen, daß sie krank sind;* und dies ist, wie ich finde, der Fall der Abderiten. Das Übel liegt für meine Kunst zu tief; aber was ich raten kann, um die Heilung *vorzubereiten*, ist dies: Senden Sie mit dem ersten guten Winde sechs große Schiffe nach Anticyra. Meinethalben können sie, mit welcherlei Waren es den Abderiten beliebt, dahin befrachtet werden; aber zu Anticyra lassen Sie alle sechs Schiffe so viel Niesewurz laden, als sie tragen können ohne zu sinken. Man kann zwar auch Niesewurz aus Galatien haben, die etwas wohlfeiler ist; aber die von Anticyra ist die beste. Wenn die Schiffe angekommen sein werden: so versammeln Sie das gesamte Volk auf Ihrem großen Markte; stellen Sie, mit Ihrer ganzen Priesterschaft an der Spitze, einen feierlichen Umgang zu allen Tempeln in Abdera an, und bitten die Götter, daß sie dem Senat und dem Volke zu Abdera geben möchten, was dem Senat und dem Volke zu Abdera

fehlt. Sodann kehren Sie auf den Markt zurück, und teilen den sämtlichen Vorrat von Niesewurz, auf gemeiner Stadt Unkosten, unter alle Bürger aus; auf jeden Kopf *sieben Pfund*; nicht zu vergessen, daß den Ratsherren, welche (außer dem was sie für sich selbst gebrauchen) noch für so viele andre Verstand haben müssen, eine doppelte Portion gereicht werde! Die Portionen sind stark, ich gesteh es; aber eingewurzelte Übel sind hartnäckig, und können nur durch lange anhaltenden Gebrauch der Arznei geheilt werden. Wenn Sie nun dieses Vorbereitungsmittel, nach der Vorschrift, die ich Ihnen geben will, durch die erforderliche Zeit gebraucht haben werden: dann überlasse ich Sie einem *andern Arzte*. Denn, wie gesagt, die Krankheit der Abderiten liegt zu tief für *meine* Kunst. [...] Verachten Sie meinen Rat nicht, weil ich ihn *umsonst* gebe; es ist der beste, den ich jemals einem Kranken, der sich für gesund hielt, gegeben habe."

14 Pfund Nieswurz pro Kopf! Die fungusbefallenen Ratsherren empfanden das als Beleidigung und diskutierten hitzig, ob der hippokratische Rat befolgt werden sollte. Der Überlieferung zufolge brach die Diskussion aus dem einfachen Grund ab, daß der Stundenrufer 12 läutete und die abderitischen Ratsherrn vorfreudeerfüllt und fungusinfektionsproblemvergessen zu Tische eilten. Natürlich nahm niemand auch nur eine Prise des verschriebenen Nieswurz, und so konnte sich der Fungus dann ungehindert über die nachfolgenden Generationen vererben und verschlimmern.

Die Chirurgie hat sich bisher als weitgehend machtlos gegen den Fungus erwiesen. Wie Versuche gezeigt haben, bleibt das Absägen von Gliedern wirkungslos gegen das Fungus-Gift, das sich ja sehr schnell überall im Körper ablagert. Beispielsweise die Bemühungen derjenigen Chirurgen, die im „Ratskreis Anti-Fungus" (RAF) wirkten, waren daher leider zum Scheitern verurteilt. Auch Aderlässe führen höchstens zu Blutarmut. Manche Chirurgen haben sich vor lauter Verzweiflung im Gesundbeten oder -hoffen versucht, sind aber, wie leicht vorherzusehen ist, nicht sehr weit damit gekommen, genauer: nirgendwohin.

Eine Universalheilung des Fungus ist vorerst also ebensowenig wie eine vorbeugende Impfung gegen Fungusbefall in Sicht. Als von nur vorübergehender Wirksamkeit haben sich Remedia wie „Mampe Halb & Halb" gezeigt. Nach der Verabreichung von Vomitiven hat man jedoch bereits erstaunliche Verbesserungen der Krankheitssituation beobachten können (vgl. bspw.: „Mondbeglänzte Zaubernacht, / Die den Sinn gefangen hält, / Wundervolle Märchenwelt, / Steig auf in der alten Pracht." (L. Tieck)). Durch Vomitive ausgelöste Spontanbesserungen können schlicht mit einem Überschreiten der Fungussubstanztoleranz des Organismus erklärt werden. Könnte mithin wider Erwarten ein homöopathisches Verfahren helfen, also ein Verfahren, das unter Rückgriff des Prinzips der Bekämpfung von Gleichem mit Gleichem entwickelt würde? Hier gehen die Expertenmeinungen auseinander.

Ein liquides Remedium zu destillieren braucht zwar sehr lang. Das Problem liegt aber nicht in der Verfügbarkeit, denn diese Destillate sind heute sehr leicht zu erhalten. Das Problem ist vielmehr darin zu sehen, daß die besten liquiden Remedia nicht helfen, wenn sie schlicht – *nicht eingenommen werden.* „Der extreme Mangel, ja das völlige Fehlen von Remedia aus den Häusern Bakunin, Pannekoek oder Marx hat die Anti-Fungus-Bewegung im Jahre 1967 nicht verhindert", schreibt der Medicusnovize G. Dauvé. „Einige Jahre zuvor brachte *Potlatch* zwischen 50 und 500 liquide Remedia in Umlauf. 30 Jahre später bewegt sich die Funguskritik ungeachtet der offensichtlichen Verfügbarkeit von allem auf einem deutlich niedrigeren Niveau. Das wird man nicht dadurch ändern, daß die Zusammenkünfte verzehnfacht und die Links zu liquiden Remedia vertausendfacht werden. Weder ist die Anti-Fungus-Bewegung eine Sache der *Verbreitung*, noch ist das Überwinden unserer Beschränktheiten ein Problem der *Vermittlung*. Allein die *Veränderung* der sozialen Realität – zu der die anti-fungischen Minderheiten zwar beitragen werden, aber schwerlich mehr als das Proletariat auszurichten imstande sein werden – ist und wird maßgeblich sein."

Bisher alternativlos ist in dieser Situation letztlich immer noch die Behandlung mittels vieler kleiner Schritte, die, allesamt nacheinander unternommen, in nicht wenigen Fällen zu annähernder oder vollständiger Sanatio geführt haben. „Das Fortschreiten der Bildung ist nämlich nicht als das ruhige Fortsetzen einer Kette anzusehen, an deren frühere Glieder die nachfolgenden zwar mit Rücksicht auf sie gefügt würden, aber aus eigener Materie und ohne daß diese weitere Arbeit gegen die erstere gerichtet wäre. Sondern die Bildung muß einen früheren Stoff und Gegenstand haben, über den sie arbeitet, den sie verändert und neu formiert." (Hegel, *Rede zum Schuljahresabschluß am 29. September 1809*) Fehler und Irrwege sind hier, auf dem Weg der Bildung, nicht nur nicht zu vermeiden, sondern, wohlverstanden, sogar *notwendig*. Der handelt – macht Fehler. Der sich aus Angst, Fehler zu machen, gar nicht erst hinauswagt und sich lieber bloß stimmlos und starr in Nischen und Ecken versteckt – des Möglichkeiten verfallen unwiderruflich.

Diese kleinteilige und mühsame, aber nichtsdestoweniger allein effektive Behandlung sollte der manifest Funguskranke am wirkungsvollsten und nachhaltigsten zunächst für sich selbst an sich selbst durchführen (und ggf. erst dann einen erfahrenen Aesculap um Hilfe ersuchen). „Der beste Aesculap ist gar kein Aesculap", besagt daher auch ein altes aesculapisches Sprichwort.

Nachrede

„Trifft mancher Grobian nicht Kegel, / Und fällt nicht gleich ein holdes Ja, / So ist das Feuer in dem Dache / Und dieses Nachwort flüchtig da." (Günther, 429)

Einige Leser werden Verf. vorliegender Abhandlung vorzuwerfen belieben, seiner Leserschaft vorenthalten

zu wollen, auf welchen allgemeinen Grundsätzen er seine Ausführungen getätigt. Denn auch wenn Verf. seine Voraussetzungen bisher noch nicht offengelegt, so wird er seine Ausführungen doch sicherlich am Leitfaden *irgendwelcher* allgemeiner Grundsätze entwickelt haben?

Wohl. Die Aesculapkunst ruht weder auf voraussetzungsreichen Postulaten noch auf weihrauchigen Glaubenssätzen oder schummrigen Mysterien – vielmehr geht sie von Grundsätzen aus, die so einfach sind, daß sie jedem Verständigen ohne jede weitere Vorbildung *unmittelbar* einsichtig sind. Verf. möchte daher nun auch nicht weiter säumen, diese aesculapischen Grundsätze seiner Leserschaft abschließend zu überantworten.

Angehende Aesculapi pflegten nach dem Abschluß ihrer Unterweisungen von dem Aesculapgroßmeister Wieland entlassen zu werden, indem er sie mit folgenden Worten zu heiterer Zuversicht anhielt: „Uns däucht, man sollte die menschliche Natur mit sehr gesunden und sehr scharfen Augen lange beobachten, und sehr fleißig nicht in den *Systemen* oder *verfälschten Urkunden*, sondern *in der Natur selbst* studiert haben, ehe man sich anmaßen darf, ihre Auswüchse und üppigen Sprößlinge abschneiden, und zuverlässig bestimmen zu wollen, worin ihre reine Form und Schönheit bestehe." (C.M. Wieland, *Betrachtungen über J. J. Rousseaus ursprünglichen Zustand des Menschen*, 169f. In: *Wielands sämtliche Werke. Ausgabe von der letzten Hand*, 1795). Das Lieblingswort des Aesculapgroßmeisters Hegel hingegen lautete: „Alle Dialektik läßt gelten, was gelten soll, als ob es gelte, läßt die innere Zerstörung selbst sich daran entwickeln." Daß die Worte der Aesculapmeister stets vollkommen miteinander übereinstimmen (wenn nicht der äußeren Gestalt nach, so doch inhaltlich) – liegt in der Natur der aesculapischen Sache.

Bisweilen mag es über die Maßen beschwerlich, gefährlich oder gänzlich aussichtslos erscheinen, dem Fungus die Stirn zu bieten. Weshalb es jedoch *niemals* müßig ist, sich anti-fungisch zu mühen, mag uns endlich ein aesculapisches Sprichwort erläutern, dessen philanthropischer Liebreiz geneigten Leser gewiß nicht unberührt lassen wird: Es soll „doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen / und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat" (Göte 40, 258). Sela.

EMIL FUCHS

Aus dem stilisierten Jahrhundert
(Die Nazaraner)

Sie bilden keine Religionsgemeinschaft und keine staatsgefährlich anerkannte Sekte. Und doch existieren sie unter unserer Jugend. Vielleicht werden sie auch eines Tages hervortreten und sagen: „Halt Ihr Hüter und Verwalter des Menschengeistes! Soweit die historische Entwicklung zurückreicht, sahen wir eine sich gleichbleibende Menge geistiger Leistungsfähigkeit. Hier verausgabte sie sich in den unzähligen kleinen Schlauheiten des Alltagslebens, dort gerieth sie als Religion in gewaltige Bewegung oder zerfloß in die tausend Wässerchen der Speculation. Und ihr alle, ihr geistigen Arbeiter, die ihr Mehrer des Geistes zu sein glaubt, seid nur dessen Vertheiler, ihr ändert nichts an der Summe nur an der Theilung in kinetische und potentielle Energie des Geistes.

Wir wollen nicht mehr nur fruchtloses Bemühen nach einer Kunst, die in euren Köpfen spuckt. Was ist uns sociale Sorge und was Ethik, was ist uns eure ganze Kunst von gestern mit dem schreienden Namen modern. Was Niederstürzendes, Schrankenbrechendes in ihr war mag bleiben, was Aufbauendes, Speculatives war – das brauchen wir nicht, denn wir finden es für hohl.

Wir haben resigniert und wollen über diese Resignation hinaus. Und da der Weg, der darüber hinaus führt, für uns zu ungangbar ist – und wie viel mehr erst für Euch, Erzählergeschlecht, so wählen wir den Weg, der nebenan führt, zwar nicht auf die Höhe, aber in ein sattes Thal leitet."

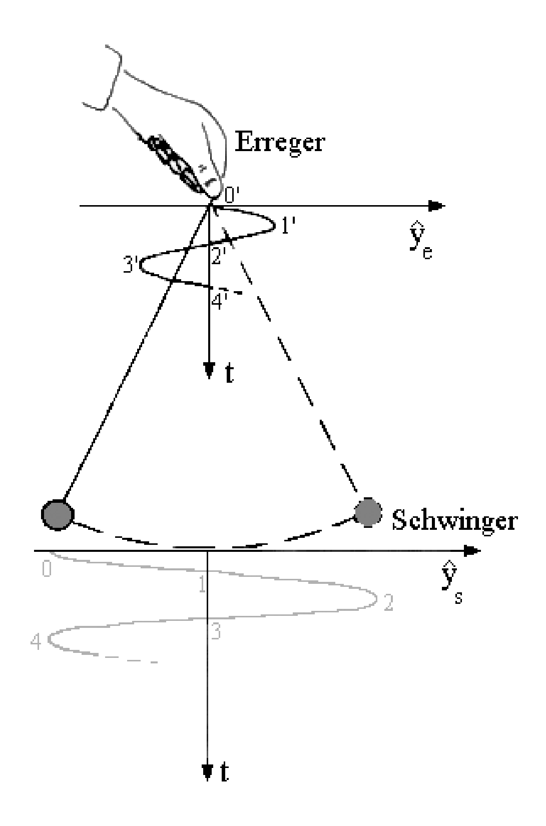
So werden sie vielleicht eines Tages in ihrer Proklamation sagen, denn sie werden noch immer das alte Pathos haben, nachdem sie das neue nicht werden finden können, das sie zu anderen Menschen gemacht hätte.

Es werden noch immer junge Männer sein, die viel gelernt und gelesen haben, deren Art es jedoch nicht ist, viel darüber zu sprechen. Unter sich werden sie wohl manchesmal über die Anderen ein wenig spotten und sie plump heißen, vor dem Belehrenwollen werden sie sich jedoch zu hüten wissen.

Wie ich zu dieser Wissenschaft komme? Ich rauchte einmal abend irgendwo auf dem Lande meine Nachtischcigarre und trank ein Glas Wein dazu. Ich war stimmungslos und geärgert, meine ganze Umgebung benahm mir die Lust zur Arbeit, so daß ich schon zu verzweifeln begann. Da sah ich von Ungefähr auf meinen Serviettenring, mit dem ich bislang gedankenlos gespielt hatte. Da er aus Metall war, wirkte er wie ein Spiegel.

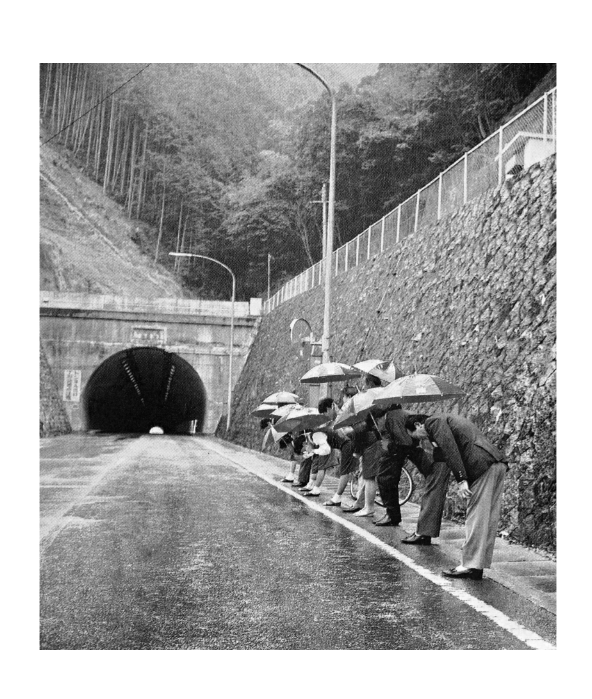
Hinter mir war eine Glaswand mit hölzernen Leisten. Hinter dieser Glaswand ein Garten mit dem zweifachen Rauschen von Erlen und Tannen und ganz im Hintergrunde die decorative Silhouette des Hochgebirges. In meinem Ringe spiegelte sich diese Landschaft eigenthümlich verzerrt und zusammengedrängt ab. Es war nicht mehr das Bild, das ich durch bloßes Umdrehen hätte sehen können, sondern ein kleiner Ausschnitt, der trotz seiner Verzerrtheit merkwürdig auf mich wirkte.

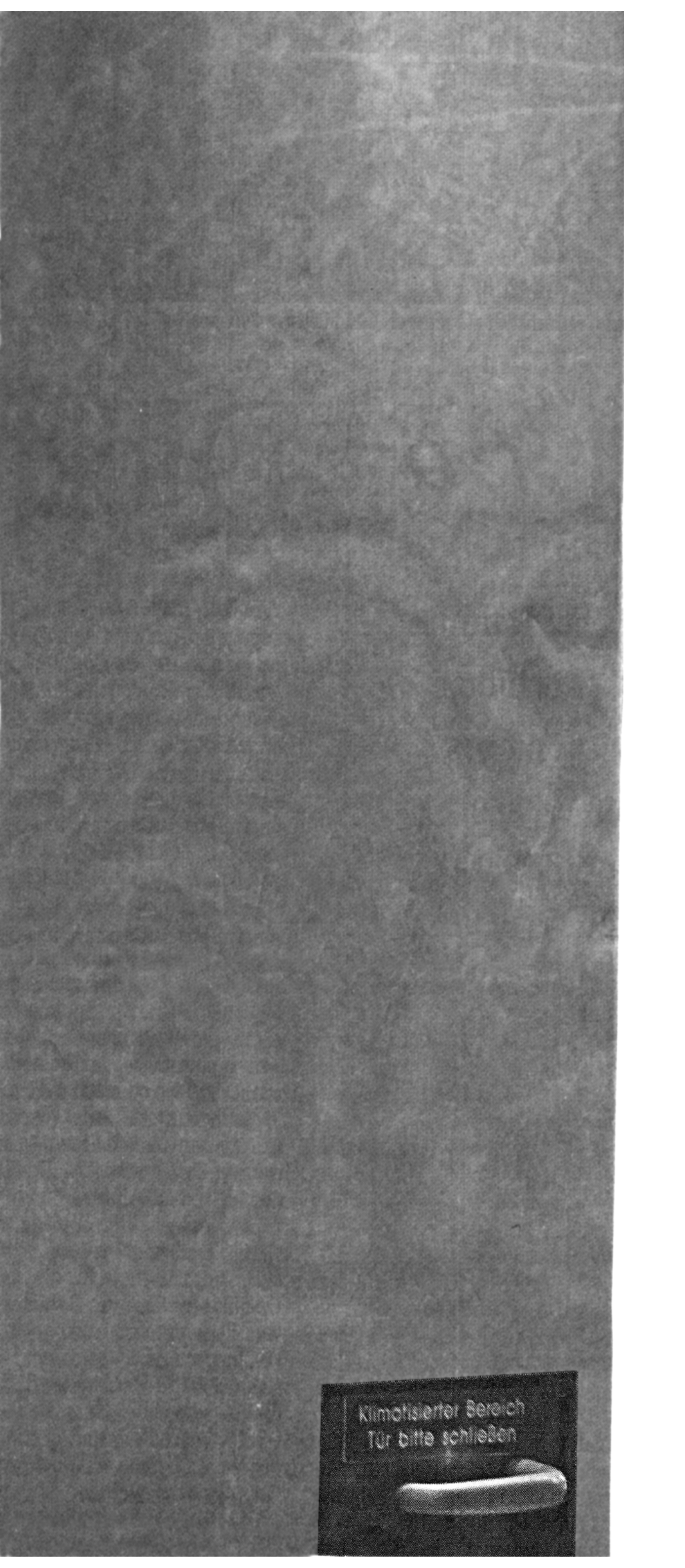
Beitrag zu einer neuen Revolutionstheorie II



Revolutionäre Bewegungen breiten sich nicht durch Kontaminierung aus –, sondern durch *Resonanz*. Etwas, das hier entsteht, wird von der Schockwelle ergriffen, die von etwas anderswo Entstehendem ausgeht. Ein zum Mitschwingen gebrachter Körper tut dies a*uf seine eigene Weise*. Ein Aufstand ist nicht wie eine Seuche oder ein Waldbrand – ein linearer Prozess, der sich nach einem auslösenden Funken von Ort zu Ort ausdehnt. Er nimmt eher die Gestalt einer Musik an, deren Brennpunkte – obzwar in Raum und Zeit verteilt – den Rhythmus ihrer Eigenschwingung durchsetzen können und die sich dabei immer mehr verdichtet. Bis zu dem Punkt, an dem eine Rückkehr zur Normalität nicht länger wünschenswert oder überhaupt denkbar ist.

COMITÉ INVISIBLE




Klimatisierter Bereich
Tür bitte schließen